

von: Andreas Weiser

Was ist passiert?

Ich bekomme eine Kanüle in eine Vene im rechten Arm gesteckt.

Was ist passiert?

Die Narkoseärztin im grünen Kittel und mit Mundschutz - ich kann ihr Gesicht nicht erkennen -

sagt: „Na wir kennen uns doch, du warst doch vor vier Tagen schon mal hier.“

Was ist passiert? Was passiert mit mir?

Sie drehen mich auf die Seite. Ich soll mich zur Embryonalstellung zusammenkrümmen.

Sie stecken mir einen zweiten Katheder in den Rücken, direkt in die Wirbelseule.

Ich habe Angst, aber nur ein bißchen. Hoffentlich ist der Schmerz, der Einstich nicht so schlimm.

Angst-aber nur ein bißchen. Die anderen Schmerzen, die in meinem Bauch, diese Übelkeit sind viel schlimmer. Mir ist alles egal, nur raus aus diesem Schmerz.

Was ist passiert?

Sie werden mich ein zweites mal operieren, sie werden mir den Bauch aufschneiden, in mich hineinschauen, sich sehr wundern, meine Gedärme entwirren, den Darminhalt in den Magen schieben, ihn von dort abpumpen, mir eine Magensonde durch die Darmwand stecken, mich wieder zunähen, zuklammern und alles dafür tun und hoffen, dass ich überlebe.

Von all dem hab ich keine Ahnung, mache mir keine Vorstellung vom nachher, vom morgen, von Zukunft. Ich will nur raus aus dem Schmerz, ich will raus aus dem jetzt, aus mir, ich halt es nicht mehr aus. Ich habe keine Vorstellung davon was mit mir passiert, in was für einer Situation ich mich befinde, ob das Routine, gewöhnlich, aussergewöhnlich oder lebensbedrohlich ist. Alles egal. Nur raus aus dem Schmerz. Der Rückenkatheder steckt, es hat nicht weh getan, nur ein kleiner Piks. Sie werden mir so das Morphium direkt ins Rückenmark leiten, erfahre ich einige Tage später. Morphium: Mein Gott. Ich habe keine Angst. Nur raus aus dem Schmerz. Alles andere ist egal. Keine Vergangenheit, keine Zukunft, nur Jetzt und...

weg.

Zweieinhalb Wochen vorher. Ich bin in Zürich. Habe 5 Wochen intensivste Proben und die Premiere zu einem Theaterstück über Selbstmord hinter mir. Ich bin ziemlich fertig, kann schon seit Tagen kaum noch schlafen, habe Bauchschmerzen, Durchfall. Ich habe mich mal wieder überfordert, bin am Ende der Bereifung wie man so schön sagt und liege auf einem Massagetisch. Thai Massage. Soll gut tun, hat mir ein Kollege erzählt. Ein gutes Mittel gegen Überarbeitung, Stress, innere

Unruhe, Unausgeglichenheit, Angst, Panikattacken. Na gut, denke ich, begeben mich in die Üetlibergstr.. Praxis Bonn steht an der Tür. Bhuddas blicken mich mit dickem Bauch und runden Augen an. Das menschliche Muskelsystem sowie die Meridiane und Nervenknötchen hängen im Schaufenster. Eine streng lächelnde kleine Thailänderin mit sehr kräftigen Armen empfängt mich und komplementiert mich auf eine Liege. Was für Beschwerden ich hätte, will sie wissen. Wieso Beschwerden, ich will mich doch bloß entspannen. Na gut. Ja, ich habe Bauchschmerzen und das chronisch seit Jahrzehnten. Colon irritabile nennt man das. Das haben Millionen. Psychosomatische Zivilisationskrankheit. Ob ich schon beim Arzt gewesen sei. Ja, ja tausendmal, keiner hat bisher was entdeckt, nur Achselzucken allenthalben. Ich habe mich ja schon lange damit abgefunden, zu leben mit Schmerzen im Bauch. Jeder hat sein Päckchen zu tragen. Sie sagt nichts und beginnt mit der Massage. Ich glaube es nicht. Ich habe das Gefühl sie reißt mir die Muskeln von den Knochen. Von wegen Entspannung. Es beginnt eine Tortur zu werden. Aber ich bin ja gut im Aus- und Durchhalten. Also sage ich nichts. Nach 10 Minuten legt sie eine Pause ein, schaut mich besorgt an und sagt in ihrem gebrochenen englisch: „du hast sehr schlechtes Karma, nein du bist verhext, jemand hat schwarze Magie mit dir gemacht. Du mußt aufpassen, daß du nicht sehr krank wirst. Du mußt zu jemandem, der die schwarze Magie entfernt und geh zum Arzt, da in deinem Bauch stimmt was nicht.“ Eine nervöse Hitze steigt in mir auf. Statt Entspannung Angst. Verdammst, in was für eine Situation hab ich mich da schon wieder gebracht. Kann ichs denn nicht mal einfach haben? Muß es immer eine Herausforderung sein. Ich wehre mich nicht. Ich ergebe mich, laß mich weiter massieren. Eine Qual. Ich halte durch. Ich verlasse diesen seltsamen Ort mit blauen Flecken an den Rippen und Angst im Herzen. Jetzt ist mir richtig schlecht. Verdammst, sie hat gesagt, ich könnte Krebs bekommen. Ausgerechnet. Wo ich doch sowieso bei jeder kleinsten Unregelmäßigkeit, Unbotmäßigkeit, Disfunktionalität meines Körpers an Krebs denke. Statt mich gegen diese wohlbekanntes Botschaft zu wehren, sauge ich sie auf wie ein Schwamm. Bin ich ein Masochist? Diese Angst zu sterben. Spüre ich mich nur über diese Angst? Ist dieses hektische Machen, Machen, Machen: am besten fünf verschiedene Projekte gleichzeitig und alle immer hundertprozentig. Angst vor dem Tod, oder vielleicht Angst vor dem Leben, dem richtigen Leben? Das richtige Leben, was soll das denn sein? Auch wenn es soviel Spaß machen kann dieses Leben, es wunderbar ist zu schmecken zu riechen, wahrzunehmen, zu lieben und geliebt zu werden. Geliebt werden!?! Siehst du da ist ja schon der Haken. Irgendwann ist alles vorbei. Sie hat mich verlassen. Es ist schon über ein Jahr her. Aber es hat mir den Boden unter den Füßen weggezogen, wie nichts sonst vorher. Nein, stimmt nicht, aber DAS ist schon so lange her, ich erinnere mich kaum noch. Nichts auch das größte Glück hält nicht. Irgendwann ist alles mal vorbei, geht alles schief. Scheiße. Es gibt kein Glück, es gibt keine Gerechtigkeit,

die Welt ist schlecht und ich werde sterben. Ja sowieso, aber vielleicht schon bald, sehr bald. Mein Herz pocht, ich laufe schnell, viel zu schnell zurück ins Theater. Bald beginnt die zweite Vorstellung. Ich habe Angst, bin in mir gefangen. Aber gleich muß ich spielen, Musik machen zu einem Stück über Selbstmord. WAS PASSIERT? WAS IST PASSIERT? WAS MACHE ICH MIT MIR? WAS TUE ICH MIR AN?

14 Tage später. Ich bin, wie schon so oft, in Rio de Janeiro. Eine der schönsten und zugleich häßlichsten Städte dieser Erde. Auf jeden Fall eine magische Stadt. Wie ein Magnet zieht sie mich an. Mein Plan, so glaube ich wenigstens, zuerst eine Recherche über das Gefängnisssystem in Brasilien und dann, endlich Urlaub an irgendeinem schönen Strand im Nordosten. Wie gesagt, ich halte das für meinen Plan. Aber das Leben will nicht mehr so wie ich es will. Es hat etwas anderes mit mir vor. Ich bin genau vier Tage in Rio. Es ist der 25. März. Ein Sonntag. Es ist 37 Grad heiß und ich habe eine Blinddarmentzündung. Bin bereits operiert. Die Ärzte im Hospital Sao Vicente im Stadtteil Gavea haben nicht lange gefackelt: Das Ultraschallbild war nicht ganz klar, beim Husten allerdings große Schmerzen. Also raus damit.

Eine Laproskopie, nichts großartiges und relativ schnell. Das Ding war ungewöhnlich groß, so 40 cm und voller Eiter. Nochmal Glück gehabt. Jetzt noch 3 Tage warten und dann kann ich wieder raus, sagt Dr. Ralph, mein Arzt. Ich habe ihn über Freunde in Rio und Sao Paulo empfohlen bekommen.

Nach drei Tagen einsamer Quälerei in einem Apartment in St. Theresa ruf ich ihn Sonntags morgens um neun an. Eine Stunde später sitzt er vor meinem Bett und lauscht geduldig meiner Story. Von der ersten Minute an weiß ich, diesem Mann kann ich hundertprozentig Vertrauen. Er ist die personifizierte Ruhe und Gelassenheit. Später werde ich entdecken, dieser Mann ist ein Künstler, einer der zu seinem Beruf tatsächlich berufen ist. Ich weiß schon jetzt, ich habe Glück gehabt: Das ist der Richtige, zur richtigen Zeit, am richtigen Ort. Er bringt mich in die Klinik, verständigt einen Operateur.

Ich bin auf Zimmer 207, allein, und glaube: in 3 Tagen bin ich wieder draußen und alles geht seinen „normalen“ Gang. Einerseits. Andererseits ist da was. Es steckt in mir, ganz unerklärlich, so ein Gefühl, halb unbewußt, daß mich aus meiner bisherigen Normalität heraushebt und mir zuflüstert, das wars noch nicht, so leicht kommst du diesmal nicht davon. Diesmal nicht. 2 Tage lang läuft alles einigermaßen normal. Psychisch bin ich noch in meiner alten Welt, ich werde ungeduldig, ich will hier raus, weitermachen wie bisher, wie „geplant“. Trotzdem bin ich nicht so richtig bei mir, ich gleite so langsam in ein Niemandsland zwischen dem was passiert ist und dem was noch kommen wird. Vielleicht die Nachwirkungen der Narkose? Ich bin benommen. Ich komme nicht mehr richtig zu mir zurück. ZU MIR!? Was ist das eigentlich: zu mir? ICH?

Im nachhinnein liegen diese Tage auf 207 irgendwie in einem undefinierbaren

Raum-Zeitnebelnebel. Bruchstücke, die nicht passen. Eine Zwischenzeit. Zeit zwischen was?

Am dritten Tag verstärken sich die Bauchschmerzen wieder. Mir wird übel, ich muß kotzen, mehrere male. Irgendwas stimmt nicht. Die Ärzte sagen, sie wollen noch einen Tag abwarten, bevor sie etwas unternehmen. Sie warten noch einen Tag. Die Schmerzen werden immer schlimmer. Mir ist ständig übel. Alles was ich zu mir nehme erbreche ich wieder. Mein Bauch bläht sich auf, wird zu einer schmerzenden Kugel. Man schickt mich zur Computertomographie.

Eine Röhre, in der ich vor Schmerzen fast platze. Aber ich darf mich nicht bewegen. Meinen Plan, meine Recherche, Rio, die Außenwelt, die Vergangenheit, die Zukunft spielen schon jetzt keine Rolle mehr für mich. Ich bin jetzt...ganz jetzt...zum ersten mal seit vielen Jahren Jetzt. Und dieses Jetzt ist Schmerz, Schmerz und nichts weiter.

Sie haben irgendetwas entdeckt, was ihnen ganz und gar nicht gefällt. Ralph und mein Operateur Dr. Ivan eröffnen mir: Sie werden mich nochmal operieren. In einer Stunde. Ich habe gerade noch Zeit einen Freund in Sao Paulo zu informieren. Und wieder bin ich im OP. Wie gesagt Angst habe ich keine, ich will nur raus, raus aus dem jetzt.

Der Raum ist groß und hell. Tische stehen in loser Ordnung herum, die Stühle davor erinnern an Küchenstühle. Aber hier ist keine Küche. Was ist das hier? Die Menschen auf diesen Stühlen sind nichthier. In völliger Abwesenheit scheinen sie vertieft in stupide Handarbeit. Sie flechten Lampenschirme. Ich stehe vor einer Frau mittleren Alters die mit toten Augen aus hellbraunem Korb einen hellbraunen Lampenschirm flicht. Einen Lampenschirm, der später in unserem Wohnzimmer hängen wird: als Erinnerung, als Drohung, als Menetekel. Diese Frau, die mich kaum erkennt, ist meine Mutter. Das was sie macht nennt sich Beschäftigungstherapie. Ich verstehe nicht was das bedeutet. Ich bin 8 Jahre alt und in der geschlossenen Abteilung einer Nervenklinik.

Ich wache auf. Langsam erschließt sich der Raum um mich herum, setzt sich aus seinen Einzelteilen wieder zusammen. Links, rechts und hinter meinem Kopf eine Menge Apparate, Displays, blinkende Lämpchen. Der Raum ist erfüllt von leisen, aber eindringlichen Summ- und Piepsgeräuschen. Ich liege auf dem Rücken, bewegungslos, wie ein Käfer. Ein verkabelter Käfer. 1 Katheter mit allen möglichen Zuleitungen im rechten Arm. 1 Katheter im Rücken. 1 Katheter im Penis, für den Urin. 1 Magensonde direkt aus einem Loch im Bauch, aus ihr läuft braune Flüssigkeit in eine Plastikflasche. Auf der Brust mehrere festgeklebte Kabel für Herztöne, Herzfrequenz etc. An einem Finger der linken Hand eine kleine, blöde rotleuchtende Manschette, mißt den Sauerstoffgehalt des Blutes. Um den

linken Arm eine Manschette. Alle 40 Minuten zieht sie sich zu und mißt den Blutdruck. **I am under controll.**

Ich funktioniere nicht mehr selbständig, bin auseinandergefallen, mein biologisches Regulationssystem ist zusammengebrochen, ich bin angeschlossen an ein externes Überlebenssystem, bin Funktion einer mir äußeren Überlebensmaschinerie. Mich selbst als autonome Einheit gibt es nicht mehr. Ich habe aufgehört, ganz plötzlich, ein eigenständiges Wesen zu sein. Aber war ich das jemals? Mein Leben hängt an dünnen Plastikschläuchen durch die körperfremde Flüssigkeiten fließen. Mein Bauch zerteilt jetzt ein 20 Zentimeter langer Schnitt zusammengehalten durch Plastikfäden und Metallklammern. Mein Bauch ist aufgebläht wie ein Luftballon. Ich sehe grotesk aus.

Aber ich mache mir von all dem keinen Begriff. Noch nicht. Ich bin schmerzfrei und benebelt. Das Morphium leistet hervorragende Arbeit. Auch davon weiß ich nichts. Noch nicht.

Ich sehe meinen alten Freund Thommy am Bettende sitzen und mich anlächeln. Was macht der denn hier? Aber schön, daß er da ist. Und Ralph, der Arzt. Ich bin so müde.

Was ist passiert? Ich bin auf der Intensivstation. Ach ja? Na ja. Ist ja ganz nett hier. Ich fühl mich sicher. Thommy ist da, und Gott sei Dank: dieser schreckliche Schmerz ist weg. Danke ich. Ich versuche erst gar nicht meine Situation zu begreifen. Ich bin so müde. Die nächsten Stunden schwebe ich in einer Art Dämmerzustand, sehe afrikanische Mumien und seltsame bunte, dreidimensionale graphische Gebilde durch den Raum fliegen. Aber so langsam läßt die Wirkung des Morphiums, wie ich später begreife, nach. Leider; und ich tauche ein und unter in eine Welt voller Schmerz, Kampf, Panik, Schlaflosigkeit, Zweifel und Hoffnung. Eine Welt an der Grenze meines Ichs, an der Grenze meiner Existenz, jenseits der Grenze dessen, was ich bisher für Realität gehalten habe.

Eine Welt deren Intensität, Totalität, Brutalität und Klarheit ich mir im Traum nicht habe vorstellen können. Ich bin in der Exterritorialität des CTI, des Centro do tratamento intensivo gelandet, komme an in meinem Terrorbett, wie ich es später nenne. Ich merke es zuerst an der Temperatur. Es ist kühl hierdrin.

Konstante 18 Grad Celsius. Ich friere. Zum ersten mal bediene ich den Schalter der Alarmglocke. Sofort ist ein Pfleger da, lächelt mich an und deckt mich zu. Absurd: draußen ist es 37 Grad und ich friere.

Aber es gibt kein draußen mehr. Die Reise ins Innere, der Trip ins Chaos hat begonnen. Ich werde aufgefordert meine Fahrkarte vorzuzeigen. Es ist ein one way ticket. Ich muß akzeptieren, daß es kein zurück gibt. Ich weiß immer noch nicht was das bedeutet. Später werde ich in einem Klumpen aus Tränen und Schmerzen Glück darüber empfinden. Später.

Ich friere.

Es ist ein trostloser Dachboden in einem Haus, das den Krieg überlebt hat. An einem Balkenkreuz befestigten Seil hängt ein ausgemergelter älterer Mann mit schütterten, grauen Haaren. Ein Mann mit illusionslos harten Gesichtszügen. Zu seinen Füßen liegt ein Abschiedsbrief. Ein böser Brief. Die junge Frau, sie ist ungefähr 27, die eben auf der Suche nach diesem Mann den Dachboden betreten hat, erstarrt. Schon lange will sie dieses Haus verlassen. Doch der Mann, der da jetzt unter dem Balkenkreuz hängt, hatte es immer verstanden das zu verhindern: durch Verbote, durch Drohungen, durch Schläge. Bisher.

Jetzt liegt da dieser Brief unter seinem toten Körper. Wie in Trance hebt sie den Brief auf und öffnet ihn. Ein Abschiedsbrief. Dort steht: „Du bist Schuld an meinem Tod. Du hast mich umgebracht“. Die Frau ist meine Mutter. Der Mann ihr Vater, mein Großvater.

Ich starre an die Decke. Meine Gedanken haben keinen Halt, schwirren planlos durch den Raum. Die Zeit vergeht nicht. Thommy sitzt neben meinem Bett und schweigt. Was für ein Zustand. Ich lebe, ich spüre mein Herz schlagen, ich sehe die Kurven, die es auf dem Bildschirm neben mir zeichnet, ich habe Schmerzen, also lebe ich, aber ich gehöre nicht mehr dazu. Thommy in seinem verwaschen lila Intensivstationskittel schaut mich an. Ich sehne mich nach Berührung. Ich bitte ihn mir die Füße zu massieren. Bevor er mich anfaßt muß er sich die Hände waschen...Mein Gott, wie gut das tut. Ich spüre durch ihn einen Teil meines Körpers als zu mir gehörig, ich spüre mich durch ihn. Ich bin noch da, auch wenn ich auseinandergefallen bin, nicht mehr funktioniere. Aber wo ist dieses DA, ich bin noch da? Es beruhigt mich, verdrängt für eine Weile die langsam aus meinem Innersten hervorwachsende Panik. Thommys Hände an meinen Füßen. Die körperliche Berührung ist lebenswichtig. Ich bin 44 Jahre alt und doch werde ich immer kleiner, rasend schnell. Ich regridiere im Minutentakt. Ich werde zu einem Baby, gerade geboren, aus diesem großen Loch in meinem Bauch herausgebrochen. Hilflos, kraftlos, unselbständig, allein verletzt und verletzlich, nach Wärme und Kontakt schreiend und doch abgeschnitten von allem, so bilde ich mir ein. Meine Sinne verändern, sensibilisieren sich. Ich sehe diese braune Suppe durch die Sonde aus meinem Magen in den Plastikbehälter laufen. Ich sehe diese braune Flüssigkeit und rieche ekelhaften kalten Kaffee. Mir ist zum Kotzen. Ich kotze. Es ist die erste Nacht auf der Intensivstation, Thommy ist um 10 Uhr abends gegangen. Ich bin allein. Jetzt ist es vier Uhr morgens, ungefähr. Ich habe keine Minute geschlafen, ich.....ich weiß nicht wie man diesen Zustand beschreiben soll (einen Zustand zwischen Wachheit und Schlaf der weder das eine noch das andere ist). Alle paar Minuten unterbrochen durch irgendeinen Alarm, eine Fiebermessung, Blutdruckmessung, Blutzuckermessung, Pulsmessung. Ich kotze und der

schleimige Brei, Reste eines schon seit Tagen vergangenen Essens, versaut mein Bett, meinen Kittel. Marcello, er hat zusammen mit Nilson heute Nachtschicht, kommt herangestürzt und reißt mir den Kopf auf die Seite, ich könnte sonst ersticken, wie Jimi Hendrix an selbst Erbrochenen. Doch daran denke ich nicht. Ich habe kein Bewußtsein für die Situation, in der ich mich befinde. Immer noch nicht, zum Glück. Absurderweise denke ich einzig und allein an das versaute Bett. Es ist mir peinlich. Sehr peinlich, wer soll das denn jetzt saubermachen? Das aber ist das letzte mal für die nächsten 2 1/2 Wochen, daß mir irgendetwas peinlich ist. Ich war ich und 44, jetzt bin ich.....zero und auf der Intensivstation.

Im Gang neben meinem Zimmer hängt eine Uhr. Ich könnte ihr Zifferblatt sehen, wenn, ja wenn die milchglasscheibene Schiebetür zu meiner Kabine sich nicht immer genau vor diese Uhr schieben würde.

In der Mitte der Milchglasscheibe ist ein kleines durchsichtiges Rechteck. Dieses Rechteck könnte den Blick auf die Uhr freigeben . Doch nur dann, wenn das kleine durchsichtige Rechteck in einem bestimmten Winkel zu meinem Bett steht. Und das ist höchst selten der Fall. Aber ich brauche diese Uhr. Von Minute zu Minute mehr. Ich MUß wissen wie spät es ist, ich MUß wissen, daß Zeit vergeht. Aber je öfter ich auf die Uhr schaue, desto weniger vergeht die Zeit. Aus Minuten werden Stunden, aus Stunden ganze Tage, aus Tagen Monate. So wird diese verdammte Uhr zum Hoffnungsträger und zum Folterwerkzeug. Es wäre vernünftiger sie nicht immer anzustarren und oft gelingt es mir ja auch nicht, zu meinem Glück. Aber sooft ich kann, Sorge ich dafür, daß daß kleine Fensterchen mir den Blick auf die Zeiger der Uhr, die sich immer langsamer bewegen, freigibt.

Zeit. Zeit ist ein Monstrum, ein großes, böses Tier. Ein Tier das sich in meinem Bett verbeißt, mir seine Krallen in die Seele schlägt, einfach nicht vergehen will, sich nicht auflösen mag. Zeit auf der Intensivstation: Bodenlos, unendlich langsam, eine Qual, weil sie nicht das tut, was man sonst von ihr kennt. Sie vergeht nicht, bleibt einfach stehen. Aber - eigentlich - auch Chance endlich einmal eins zu sein. Vergangenheit und Zukunft existieren nicht mehr, sondern treffen sich, kulminieren im Jetzt. Ein Jetzt das sich dehnt. Ich kann den Augenblick wie durch ein Brennglas fokussieren. Etwas von dem man im normalen Leben träumt. Ich empfinde es als Folter. Schmerz und Panik nageln mich auf das Koordinatenkreuz der Zeit. Ich würde ihn so gerne nutzen diesen Moment, der nicht vergeht, aber ich kann nicht. Ich versuche regelmäßig und tief zu atmen. Zu atmen in diesen zerstörten, leblosen, schmerzenden Bauch. Beim Ausatmen spreche ich ein verzweifelteres om, um mich zu beruhigen. Denke an die paar bhuddistischen Mönche, denen ich dann und wann bei Vorträgen zugehört habe. Die mich immer stark beeindruckt haben, mich faszinierten und die doch so weit weg von meiner Lebensrealität, von meiner kulturellen Prägung waren. Zu weit weg, um ihnen

nachzutun. Was würden die wohl denken, wenn sie mich jetzt so sehen würden. Versager...ja genau Versager...aber nein, ach was sie würden...gar nichts würden sie, vielleicht lächeln, ja wahrscheinlich lächeln, oder lachen, über mich? Minute um Minute mache ich das: Atmen-om-atmen-om-atmen-om-atmen-om....

Eine dreiviertelstunde: Eine Ewigkeit. Ich schaffe es nicht. Ich verzweifle, ich heule. Ich schreie, ganz leise. Im Leben davor war Zeit etwas, was ich zu halten suchte, und sich nicht halten ließ, etwas was durch die Finger rann, was ich vergeudete. Eine Vergeudung, die mich manchmal verzweifeln ließ am Leben. Und jetzt versuche ich den Moment, der sich vor mir auftut wie ein unendlicher Abgrund, aufzulösen durch Auflösung meiner Körpergrenzen, durch Loslassen, Entspannen, Hingeben in die Situation. Ein totales Desaster, eine grandiose Niederlage. Ich bin verzweifelt und wütend auf mich. Hätte ich doch nicht soviel Zeit verschwendet in meinem alten Leben. Hätte ich doch gelernt zu meditieren, dann wäre ich jetzt Meister meiner Situation, meiner Lage. So aber: meine Muskeln verkrampfen sich, ich balle die Fäuste, bis die Knöchel weiß werden und die Fingernägel sich schmerzhaft ins Fleisch bohren, meine Füße schlagen auf das Bett. Ich verkrampfe mich so, daß ich fast aus dem Bett fliege. Panik. Ich will hier raus. Raus aus diesem Bett, raus aus dieser Kabine, weg von diesen Schläuchen, diesen Kabeln, die mich fesseln, mich kontrollieren, bewachen; die mich leben lassen. Mein Blutdruckgerät schlägt Alarm. 190 zu 120. Alex kommt. Es ist jetzt seine 12 Stundenschicht. Er weiß nicht recht was er machen soll. Ich beruhige ihn und auch mich selbst. Es ist nichts, gar nichts. Ich bin es selbst. Weiter nichts. Ich selbst, weiter nichts. Der Blutdruck sinkt. Eine Stunde sind vergangen. Eine Stunde in einer endlosen Nacht. Ich beginne wieder in den Bauch zu atmen und mein om unhörbar in den Raum zu rufen. Die nächste dunkle Stunde wartet auf mich. Die nächste Ewigkeit.

Der junge Mann im Offiziersuniform liegt blutüberströmt neben dem Geschützstand seiner 17 cm Artilleriekanone. Es ist kalt, eiskalt. Der Mann liegt auf gefrorenem russischen Boden. Stalingrad, Winter 1943. Der Mann ist kein Russe. Er ist weit weg von seiner Heimat. Was hat er hier zu suchen? Bis kurz vor diesem Augenblick hat er seine Granaten auf die Gegenseite abgefeuert. Es ist eben Krieg und man ist Offizier der deutschen Wehrmacht. Was soll man anderes tun?

Jetzt hat es ihn selbst erwischt. Eine entgegenkommende Granate ist dicht neben ihm explodiert und jagt ihm mehrere Stahlsplitter in den Körper. Einen direkt hinter dem linken Ohr in den Kopf. Später wird der Mann dafür das Verwundetenabzeichen erhalten.

Man stillt das Blut, verbindet den Kopf und trägt ihn hinter die Gefechtslinien. Ein

Sanitätspanzer, gekennzeichnet mit dem Roten Kreuz, bringt ihn kurze Zeit danach aus dem sich schließenden Kessel. Es ist eines der letzten Transporte der 6. deutschen Armee, die Stalingrad verlassen. Der Mann hat überlebt. Der Mann ist mein Vater.

Es dämmt. Die dunklen Schatten hinter dem Fenster links neben mir, in denen mein Blick sich immer wieder verfängt, etwas sucht, was dort nicht zu finden ist, verblassen. Aus ihnen schält sich dreidimensionales kräftiges Grün. Die getönten Scheiben der CTI verwischen allerdings den Eindruck. Vielleicht ist das besser so. Vielleicht würde ich diese Power, diese Farbenpracht, die da direkt neben mir und doch so unerreichbar weit weg ist, gar nicht aushalten. Meine Welt ist jetzt das Grau meiner medizinischen Urzelle. Aber endlich, endlich wird es hell. Die Geister, Gespenster und Monstren der Nacht verschwinden, lösen sich auf mit den Schatten der Finsternis. Wieviel Nächte sind vergangen? Eine, drei, dreitausend? Ich glaube zu wissen, daß es zwei sind. Aber ich habe das Gefühl, daß ich schon immer hier bin. Die Zeit davor existiert hier einfach nicht.

Gegen sechs Uhr, mit dem Verschwinden der Schatten der Nacht, wird es ruhig in der CTI. Es ist magisch. Das Licht erobert sich den Tag zurück und die Schrecknisse eines stockfinsternen Seelendunkels verkriechen sich in ihre Tagesverstecke. Es gibt weniger Alarm, auch die Überwachungsgeräte scheinen ausruhen zu wollen. Es sind weniger Pfleger unterwegs. Sie bereiten sich auf den Schichtwechsel vor, der um sieben Uhr stattfindet. Es ist die Zeit, in der die Krankenberichte der Nacht aufgeschrieben und an die nachfolgende Mannschaft, Plantao genannt, weitergegeben werden. Die Patienten sind ruhiger als in den übrigen Stunden des Tages. Vor allen Dingen mein direkter Nachbar, den ich nie zu sehen bekomme, aber dessen Gestöhne, lautem Geschimpfe und Gekrächzte ich desto intensiver ausgesetzt bin. Außerdem sind die Fernsehgeräte, die in jeder Kammer ansonsten den ganzen Tag über laufen, ausgeschaltet. Ich habe wieder nicht geschlafen. Keine Minute. Seit fast einer Woche schon habe ich nicht mehr geschlafen. Aber jetzt kommt die Zeit, ungefähr 1 1/2 Stunden, in denen ich ein wenig entspannen kann. Und ich freue mich auf Marcello und Nilson, die gegen 8 Uhr kommen, und mich waschen werden. Diese Art der Körperreinigung ist ein ziemlich komplizierter Vorgang.

Mir werden die Haare gewaschen, der ganze Körper eingeseift und abgewaschen, alles im Liegen, alles im Bett. Sie drehen mich hin, sie drehen mich her. Die nassen Laken unter mir werden weggezogen und ohne daß ich mich aus dem Bett erhebe, eines nach dem anderen gewechselt. Und ich bin sehr leicht, ein Fliegengewicht. Wochen später als ich nocheinmal auf die Intensivstation komme, um mich zu verabschieden, sehe ich die zarte und immer sehr blasse Julia zusammen mit ihrem Kollegen Marcello einen Koloß von Mann, völlig verkabelt, mit Tubus in der

Luftröhre und ohne Bewußtsein von einer Seite auf die andere wuchten. Ein Knochenjob. Aber sie entschuldigen sich bei mir. Sie wüßten, daß es unangenehm sei, aber sie würden sich beeilen. Dieses auf die Seite gedreht werden tut zwar ziemlich weh, aber ich genieße es trotzdem, kann gar nicht verstehen, warum sie sich entschuldigen. Sie machen das so gut und mit einem solch wunderbaren Lächeln. Ich fühle mich, für diesen Moment wenigstens, geborgen. Berührung tut einfach gut. Herrlich ist auch das warme, nach Seife duftende Wasser auf der nassgeschwitzten Haut.

Nach dem Bad im Bett wird der freundliche Mann mit diesem riesigen, altertümlich aussehenden, fahrbaren Röntgenapparat sich in meine Kammer rumpeln, um meine Lunge zu durchleuchten. Und dann wird Blut abgenommen; von diesem kleinen Mann, der jedesmal ganz verschämt ins Zimmer huscht und mich wie um Verzeihung bittend mit seinen warmen, traurigen Augen anschaut, ganz so, als würde es ihm selbst Schmerzen bereiten, wenn er mir in die Vene stechen muß, um mein Blut einzusammeln und es fortzutragen. Sie nennen in Vampyro, den Vampir. Ein netter, scheuer, trauriger Vampir. Der immer ganz schnell wieder verschwunden ist. Darauf folgt die hübsche und ziemlich streng wirkende Physiotherapeutin, die Atemübungen mit mir machen wird. Aktionen, an denen ich mich entlanghangeln kann, wie an diesen Klettergerüsten, die so typisch für deutsche Kinderspielplätze sind.

Es ist Samstag. Ralph sitzt an meinem Bett. Er kommt zweimal am Tag. Manchmal morgens um sieben und manchmal kurz vor Mitternacht. Ich frage mich, ob er irgendwann mal auch Pause macht. Er ist verheiratet, hat zwei kleine Töchter. Aber er scheint immer in der Klinik zu sein. Jedesmal wenn er den Raum betritt werde ich ruhig. Über die nächsten Wochen wird dieser Mann zu einem Freund. Wir siezen uns. Es ist gut Distanz zu wahren, obwohl er mir ungeheuer sympathisch ist. Er strahlt eine Wärme und Menschlichkeit aus, die ich selten bei einem Menschen gesehen habe. Er macht seinen Job, sehr professionell und er macht es mit ganzer Seele. Er ist kein Handwerker sondern ein Künstler. Es gibt hier keine Arztvisite mit Chefarzt und nachgeordneten Assistenzärzten und diesem albernen Gockelritual, das eher an preußische Exerzierplätze als an ein Haus für kranke Menschen erinnert. Die Ärzte, die mich behandeln kommen ein bis zweimal am Tag. Und sie beschäftigen sich mit mir, nehmen sich Zeit, geben mir das Gefühl von Sicherheit. Halten mich vor mir selbst in Schach. Genau wie Thommy, der wie jeden Tag 10/12 Stunden an meinem Bett sitzt. Vier Ärzte sind es mittlerweile: Ralph, seine Kollegin Dr....., Ivan und Dr. Edoardo, ein Nierenspezialist. Irgendendetwas scheint jetzt auch mit meinen Nieren nicht zu stimmen. Ich hab noch nicht so ganz begriffen was. Anscheinend arbeiten sie nicht mehr richtig. Ich weiß es nicht genau. Falle ich immer mehr auseinander? Ich will nicht darüber nachdenken.

Am frühen Nachmittag erscheint Edoardo mit einem fahrbaren Ultraschallgerät. Es ist nicht mehr lange hin bis zum Qualifying der Formel eins in Interlagos Sao Paulo. Alle sprechen von Rubinho, Rubens Barrichello und alle hoffen, daß er Schumacher platt machen wird. Klar, wir sind ja in Brasilien, auch ich, der sich fühlt wie auf dem Mond.

Edoardo braucht ziemlich lange, er erzählt etwas von Schatten auf den Nieren. Ich verstehe nur die Hälfte von dem was er sagt. Dann verschwindet er wieder.

Thommy begleitet ihn. Nach einer recht langen Weile, Panik steigt schon wieder auf, sitzt er wieder an meinem Bett und schweigt. Er schaltet den Fernseher, der über meinem Bett hängt, ein.

Er will, er muß das Qualifying sehen. Die Intensivstation scheint auch ihm zuzusetzen, im übrigen arbeitet seine Freundin Liesl, gerade für RTL in Interlagos und organisiert die Schaltungen der Leitungen nach Deutschland. Zur Zeit scheint die Welt nur aus Ferrari, Schumacher, Barrichello, Mc Laren/Mercedes Coulthard und Häkkinen zu bestehen. Aber diese Welt ist nicht die Meine. Ich ertrage die Fernsehbilder nicht. Nicht mehr. Sie machen mich verrückt. Aber es hat nicht direkt mit der Formel eins zu tun. Dieses Flimmern, die hektischen Stimmen der Moderatoren, meist sind es irgendwelche Shows, die im brasilianischen TV laufen, die grellen Farben, die schnellen Schnitte, diese aufgedrehten, ja völlig überdrehten Menschen, die einem da entgegenflimmern machen mich wahnsinnig. Ich reagiere panisch, fange an zu zappeln, muß die Augen schließen. Fernseh'n ist Dreck, Umweltverschmutzung, eine Perversion des menschlichen Geistes und eine Entwürdigung desselben. Ich bin mir in diesem Moment hundertprozentig sicher, daß ich, sollte ich diese ganze Scheiße hier überleben, nie mehr fernsehen werde. Ich sehe das Böse in diesem Geflimmer. Ein offener Angriff auf meine Seele, auf meine Seelenruhe. Innerhalb weniger Tage hat sich mein Nervensystem ungeheuer sensibilisiert. Ich kann nicht mehr filtern. Mein Gott, wie stark müssen die Filter unsere Filter sein, um das alltägliche Bombardement durch TV, Radio, Werbung und tausend andere unnatürliche Reize psychisch zu verkraften ohne durchzuknallen. Aber vielleicht sind wir ja alle schon längst verrückt und merken es nur nicht. Keine Ahnung. Ich gehöre ja nicht mehr dazu. Wahrscheinlich bin ICH verrückt oder werde es gerade. Jedenfalls ertrage ich es nicht mehr. Thommy schlägt vor den Ton wegzudrehen. Er braucht die Ablenkung. Ist Ok. Ich kann ja die Augen schließen. Und so fahren die roten Ferraris, die gelben Jordans und die silbergrauen mc laren/Mercedes lautlos durch meine Kammer und bewegen so die Welt. Die Welt aus der ich gefallen bin.

Es ist eine kleine Versammlung, die sich um mein Bett herum drapiert hat. Dr. Edoardo, der Nierenspezialist, Ralph und Thommy. Ich sitze aufrecht. So kann ich

besser atmen. Dieses dauernde auf dem Rücken liegen erschwert das Atmen. So erkläre ich mir jedenfalls die zunehmende Atemnot. Die Sauerstoffwerte meines Blutes nehmen langsam ab. Das Kontrollgerät schlägt immer öfters Alarm. Ich halte das für die Folge meiner Bewegungslosigkeit.

Edoardo erzählt mir, daß meine Nieren nicht mehr richtig arbeiten und die Blutwerte nicht besonders gut seien. Aber sie werden das schon in den Griff bekommen. Na und wenns gar nicht besser werden sollte. Dann machen wir eben eine Dialyse. Dann schalten wir die Nieren sozusagen ab, waschen das Blut eben mit einer Maschine und warten, daß sich die Nieren wieder erholen. Er erzählt das so ruhig und selbstverständlich, daß die Dramatik der Situation mir nicht ins Bewußtsein steigen kann. Da sitzen sie die drei, lächeln mich freundlich an und ersticken die Angst vor die Möglichkeit ärztlicher Machtlosigkeit im Keim. Meine Hilflosigkeit transformiert sich in ein Vertrauen aus Notwendigkeit.

Sitzen ist anstrengend. Auch wenn ich besser atmen kann, muß ich doch nach einer viertelstunden wieder in die verhasste horizontale Position begeben. Aber es gibt noch einen anderen Ausweg. Es gibt da so einen grauen Plastiksessel. Sieht aus wie ein Thron. Auf diesen Thron lasse ich mich immer öfters hieven. Außerdem soll das die immer noch nicht vorhandene Perestaltik meiner Verdauungsorgane stimulieren. Die ersten Minuten im Sessel sind immer klasse. Aber dann geht der Kampf los. Mir ist schwindelig. die Schmerzen nehmen zu und ich werde immer schwächer. Aber ich schaffe es: diesmal für 40 Minuten. Sehr lange, hart erkämpfte vierzig Minuten. Aber wieder eine Etappe geschafft, einen kleinen Sieg über die Zeit errungen. Vierzig Minuten sitzend. Immerhin. Ich falle erschöpft auf das Bett zurück, um es spätestens nach zehn Minuten umso intensiver zu hassen. Die Falten des Lakens unter meinem Rücken werden zu harten Felsen, die sich in meinen Rücken bohren. Alle paar Sekunden versuche ich meine Position zu wechseln, das Laken gerade zu ziehen. Doch ziehe ich an der einen Ecke die Falten weg, bilden sich irgendwo anders Neue, die mich dort noch mehr traktieren. Ich versuche mich auf die Seite zu drehen. Doch so habe ich noch mehr Schmerzen. Außerdem plagt mich die Angst, daß ich mir die Magensonde rausreißen könnte. Der Kampf um die richtige Position auf diesem Bett wird zu einer manischen Beschäftigung, die mich dem Wahnsinn ziemlich nahe bringt. Durch Knopfdruck fahre ich die Rückenlehne des Bettes hoch, das Beinteil tiefer. Mist, jetzt ist alles völlig aus dem Gleichgewicht. Die Beine zu tief, dadurch der Po zu hoch, der Rücken in einer unangenehmen Schräglage. Also alles wieder rückwärts. Um die Knöpfe der Hydraulik zu erreichen, muß ich mich nach links oder rechts drehen. Aber ich hänge zu tief im Bett. Ich komme nicht mehr ran. So muß ich mich nach hinten hochwuchten. Das tut ziemlich weh. Aber ich schaffe es. Ich drücke die Knöpfe.

Ein wenig zu lang. Die Bettyhydraulik ruckelt wieder ein Stück an der

vermeintlichen Idealposition vorbei. Ich werde immer zappeliger, wütender. Ich will raus, mal wieder weg, raus aus dem Bett, raus aus meiner Haut, weg nur weg. Ich verliere die Fassung. Bin völlig verkrampft und meine Schmerzen nehmen explosionsartig zu. Ich rufe eine Pfleger, zum xten mal an diesem Tag. Er gibt mir ein Schmerzmittel. Novalgin. In Deutschland verboten. Hier tut es anscheinend gute Dienste. Es hilft. Knappe zwei Stunden verschwindet der Schmerz im Vorzimmer meines Bewußtseins, bleibt aber immer präsent, immer auf der Schwelle, bereit zum prompten Wiedereintritt.

Es ist Sonntag nachmittag. Das eigentliche Formeleinsrennen in Interlagos hat begonnen. Tommy sitzt an meinem Bett. Der Fernseher läuft. Die Autos rasen wieder kreischend durch die Zeit. Tommy versucht sich für anderhalbstunden aus der Intensivstation weg, hinaus auf die Formeleinsstrecke zu katapultieren. Ein röhrendes Höher, schneller, weiter, statt dieses lähmenden, leise summend gedämpften Stillstandes. Barrichellos Ferrari ist gerade verreckt, da schiebt sich ein Arzt mit einem hochmodernen, ähnlich den Formel1 Rennmaschinen, computergesteuerten Ultraschallgerät in meine Kabine und beginnt mein Herz zu untersuchen.

Ich kann es sehen, mein Herz, rechts von mir auf einem großen Bildschirm. Groß ist es und schlägt kräftig und regelmäßig. Die Kammern füllen sich mit Blut. Entleeren sich, füllen sich, entleeren sich... Das Ultraschallgerät überträgt aus meiner Körpermitte ein seltsam saugendes Pumpgeräusch, daß mir unheimlich ist und mich doch beruhigt. Währenddessen sorgt ein paar hundert Kilometer südlich eine kleine Frau namens Liesl, Thommys Freundin, daß die Fernsehbilder der Formel eins überhaupt, und in der richtigen Reihenfolge auf den TV-Empfängern dieser Welt landen.

Rechts mein Herz, links die Ferraris, Jordans und Mac Larens.

Rechts sehe ich meine Herzklappen (seltsam flirrende dünne Fädchen) sich öffnen und schließen und den Blutstrom in meinem Herzen steuern. Links saust Schumacher durchs Bild. Ich sehe nach rechts, werfe einen schwarz-weißen Blick auf meinen Motor und schaue mir angespannt nervös und etwas beunruhigt beim Leben zu. Ich sehe nach links und beobachte durchs Bild fliegende bunte Geschosse. Ich sehe nach rechts, nach links, nach rechts, nach links, nach rechts.....Mein biologischer Überlebensmechanismus wird zu einem Fernsehbild rechts neben mir, gleichwertig mit dem eines Autorennens links neben mir. Durch dieses nach Außen stülpen meines biologisch materiellen Inneren wird mein Geist, mein Ich zum seltsamen Beobachter einer absurden Konstellation zweier Bildschirmrealitäten, ganz so als hätte ich mit dem einen Geschehen so viel bzw. so wenig zu tun wie mit dem Anderen. Was ist wichtiger oder interessanter. So von außen betrachtet schwer zu entscheiden. Das Geschehen links ist so banal wie

interessant, ganz so wie das Geschehen rechts. Noch fühle ich, daß es NICHT so ist, aber ich sehe etwas anderes, etwas Neutrales. Was habe ich eigentlich mit dem, was ich da sehe noch zu tun? Ich unterdrücke die aufkommende Nervosität. Der Arzt arbeitet konzentriert, doch scheint ihn das Rennen mehr zu interessieren, als mein Pumpe. Heftige Diskussion mit Tommy über die unglückliche Rolle Barrichellos in diesem Rennen. Ich habe das Gefühl zu stören. Und doch halte ich mein pumpend saugendes Herz für wichtiger als alle Schumachers, Barrichellos und Coulthards zusammen. Noch. Aber das scheint ein Irrtum zu sein. Ein Autorennen ist ein Autorennen.

Die Absurdität der Situation scheint nur mir aufzufallen. Aber ich traue mich nicht, mehr Aufmerksamkeit für den Film auf dem Monitor, der einen Film aus meinem Inneren zeigt, zu fordern. Ich will nicht stören, wens irgend geht. Nach einer halben Stunde packt der Arzt seine Apparatur zusammen. Das Rennen ist vorbei und mein Herz schlägt immer noch und zwar so wie es soll. Na also.

Tommy kümmert sich rührend um mich. Seine Anwesenheit, seine Wärme gibt mir die Kraft nicht in den Abgrund zu schauen, der sich ganz in meiner Nähe aufgetan hat, gibt mir die Kraft mich zu wehren, gegen den Sog der Panik, die aus diesem Abgrund hervorkriecht. Stundenlang sitzt er an meinem Bett, schaut mich an, schaut aus dem Fenster, wandert auf dem Flur hin- und her, spricht mit mir. Er beschützt mich, schirmt mich ab vor Unsicherheit und Zweifel. Daß er leidet, daß er genau wie die Ärzte nicht weiß, was eigentlich mit mir los ist, daß er sich jeden abend besäuft und viel weint, wie er mir später erzählt, davon merke ich nichts. Er gibt mir Kraft und körperliche Wärme. Er massiert mir ausgiebig die Füße und die Beine. Eine Wohltat in dieser seltsam extragalaktischen (exterritorialen) und so isolierten Körpersituation. Diese Berührungen sind es, die mir meinen Körper erhalten, bzw ihn zu mir zurückbringen. Allerdings hat unser Verhalten Folgen. Alle hier auf der Station halten uns für schwul.

Einer meiner Pfleger, Alex, verhält sich immer sehr merkwürdig wenn Tommy in der Nähe ist. Ziemlich abweisend und kühl, so ganz anders als alle anderen hier auf der Station und so ganz anders, als in den Nächten, in denen er sich um mich kümmert, die Zeiten ohne Tommy.

Alex mißt, zum xten mal in dieser Nacht, den Puls und die Temperatur. Wenn ich das hier überstanden habe, dann werde ich ihn zu einem extra großen und eisgekühlten Bier einladen. Er wehrt ab. Was denn mein Freund dazu sage, es würde doch wohl ziemlichen Ärger geben. Ganz ernst sagt er das und verschwindet. Ich verstehe nicht. Erst nach einer Weile wird mir klar, daß Alex schwul ist und sich offensichtlich zunehmend als Konkurrent von Tommy empfindet. Absurd und auch komisch. Alex amüsiert mich.

Ein Mann der einem Anderen die Füße massiert, der muß ganz einfach, genauso wie sein Gegenüber, schwul sein. Zumindest in Brasilien ist das unumstößliche

Realität. Insofern haben Tommy und ich, ganz unbewußt, eine kleine intensivstationsinterne Revolution angezettelt.

Aber mir ist es egal ob man mich für schwul, bi- oder asexuell hält. Ein sexuelles Wesen bin ich zur Zeit sowieso nicht. Kaum etwas aus meinem alten Leben ist derzeit so sehr von den Wellen des Schmerzes, der Hilflosigkeit und des Kampfes hinweggespült, wie mein sexuelles Verlangen. Einer der mächtigsten Triebenergien des Lebens existiert für mich nicht mehr.

Im Gegenteil. Es ekelt mich geradezu an, daß im „normalen“ Leben Sex in vielen Bereichen eine solch dominante Rolle spielt. Es wimmelt um mich herum geradezu vor hübschen, jungen supernetten Frauen. In allen sehe ich Mütter und Schwestern aber in nicht einer eine begehrenswerte Frau. Es sind Wesen, die Liebe ausstrahlen. Mütterliche Liebe. Liebe, die ich erst unbewußt, dann bewußt aufsauge wie ein Schwamm.

Tommy hat zum Zwecke der Zerstreung einen „Stern“ mitgebracht. Auf dem Titelbild prangt eine entblößte Eisprinzessin, die aufreizend schamhaft ihre Arme vor den Brüsten verschränkt: Fit mit Kati Witt. Bescheuerter gehts wirklich nicht. Ich ertrage diesen bunten Hochglanzmist zur Zeit einfach nicht. Es macht mich nervös und aggressiv. Fräulein Witt wird im Papierkorb entsorgt. Sorry Kati. Und noch etwas haben die Wellen meiner Krankheit weggespült: Die körperliche Scham. In dem Maße wie die Unversehrtheit meines Körpers, meine Körpergrenzen, die Integrität meines Körpers zusammengebrochen ist, in dem Maße ist auch das, was man gemeinhin Scham nennt, in sich zusammengebrochen. Ich kann nicht einschätzen ob diese emotionale Auflösungserscheinung ein rein pragmatisches und temporäres Phänomen oder ein wirkliches Zerschneiden meiner physischen und psychischen Grenzen ist.

In dem Augenblick in dem mein Körper zur Funktion der an mich angeschlossenen Überlebensmechanik wurde, begann sich in rasender Geschwindigkeit mein eitles Körper ego aufzulösen. Es existiert einfach nichts mehr, was ich schamhaft verstecken müßte. Mein Zustand ist in meiner zerstörten Körperlichkeit exponiert. Das bin jetzt Ich. Da gibt es nichts mehr zu verstecken. Wohl auch deshalb hilft man mir.

Meine verkabelte Nacktheit und Bloßheit ist mir egal. Die ungeheure Intimität zwischen mir und meinen Pflegern, herrlichen, großartigen Menschen, von deren Existenz ich aber bis vor kurzem nichts ahnte, ist innerhalb kürzester Zeit zur banalen Normalität geworden. Ich kann und will nichts mehr verstecken. Ich heule, ich schreie, ich entäußere mich völlig. Später, Jahrhunderte später, als mein Körper beginnt sich seiner eigentlichen Lebensfunktionen wieder zu erinnern, mache ich mir in die Schlafanzug hose, pinkle neben die Urinflasche, lasse mir den Hintern abputzen. Ich benehme mich wie ein Baby. Nein ich bin ein Baby, ich kann ja gar nicht anders. Aber ein Baby mit dem Bewußtsein eines erwachsenen Menschen, der

seine Scham verloren hat. Ein irgendwie schizophrener Zustand.

In dem Moment in dem sich meine Scham zurückmelden wird, ich wieder etwas zu verstecken haben werde, werde ich beginnen wieder gesund zu werden, und in die funktionale Welt der Erwachsenen zurückkommen. Aber es ist noch lange nicht soweit. Noch lange nicht.

Der gerade 18 jährige junge Mann hat seine Rollschuhe verliehen und erhält sie kaputt zurück. Der Krieg ist noch jung. Noch siegt man. Der Vater dieses jungen Mannes, 1. Weltkriegsveteran und Überlebender der Schlacht von Verdun, mein Großvater, rastet völlig aus, als er von dem Rollschuhzwischenfall erfährt. Er zwingt seinen Sohn, meinen Onkel, sich sofort freiwillig zum Militär zu melden. Der junge Mann meldet sich zur Luftwaffe. Wenn schon, denn schon. Er wird genommen. Ein halbes Jahr später trifft die MG-Salve eines britischen Jägers das Flugzeug meines Onkels. Die Kiste schmiert ab. Er selbst katapultiert sich noch rechtzeitig zusammen mit seinen Kameraden aus der trudelnden Maschine. Alle werden gerettet, bis auf ihn. Sein Fallschirm hat sich nicht geöffnet. Meine Mutter hat das einzige männliche Wesen, das sie je in ihrem Leben wirklich geliebt hat, verloren. Drei Jahre später fällt eine fette amerikanische Bombe genau auf das Haus der Übriggebliebenen und verteilt es sorgfältig über einen Umkreis von mehreren hundert Meter. Die Übriggebliebenen, ein Vater und seine zwei Töchter überleben traumatisiert im Keller. Eine Mutter gibt es in dem Haushalt schon lange nicht mehr. Die erste Frau stirbt, schon lange vor dem Krieg, an Lungenentzündung. Die zweite, während des Krieges an Knochenkrebs. Die Rest-Familie verläßt die Geburtsstadt meiner Mutter und geht nach Osten.

Es ist wieder dunkel und die Gespenster der Nacht bereiten sich auf den Angriff vor. Doch noch müssen sie warten. Ich habe Besuch. Es sind Paulo und Halina. Zwei Freunde aus Rio. Paulo habe ich sehr gern. Ein alter Herr mit seltsam glasigen und doch sehr eindringlichen Augen. In Brasilien nennen sie ihn Mestre. Er ist der bedeutendste Klarinettist Brasiliens und eine der letzten noch lebenden Inkarnationen des Choro, dieser hochkomplexen folkloristischen Instrumentalmusik Rio de Janeiros.

So schnell die perlenden Läufe seiner Klarinette sind, so langsam ist er im wirklichen Leben. Man muß Geduld haben, wenn man mit ihm redet. Aber läßt man sich erstmal auf sein Tempo ein, hat das etwas sehr Beruhigendes. Paulo, nach Art des Bohemiens gekleidet, hell-beiger Leinenanzug, dunkelblaues feines Baumwollhemd und weißer Panama-Hut steht schweigend neben meinem Bett und schaut mich an und durch mich hindurch. Was er wohl sieht? Halina, seine

wesentlich jüngere, gerne zigarrenrauchende Frau, die ich bisher im Gegensatz zu Paulo keiner wirklich echten Gefühlsregung für imstande hielt, streicht mir entlang der Augenbrauen, über die Stirn. Eine Berührung, die in ihrer Zärtlichkeit so unerwartet ist, daß mir sofort die Tränen kommen. Der Kampf mit meinem Körper, der Kampf meines Körpers mit mir machen mich hart . Verbissen halte ich am Leben fest. Es ist diese verbissene Härte, die mich seit gut 10 Tagen nicht schlafen läßt, mich der Möglichkeit beraubt mich ins wohlige Nichts des Schlafes fallen zu lassen. Einer Wohligkeit, die der Tod sein könnte. Jede freundliche Berührung wirkt da wie eine Verheißung auf die Möglichkeit der Versöhnung meines Körpers mit mir, eine Verheißung auf die Möglichkeit zur Rückkehr ins Leben. Ich kann die Tränen einfach nicht zurückhalten. Aber wozu auch. Es tut gut, wenigstens für einen kurzen Augenblick loslassen zu können. Nach einer Weile verabschiedet sich Halina. Übrig bleibt der schweigende Paulo, der mir in seiner Sprachlosigkeit langsam unheimlich wird. Wahrscheinlich weiß er nicht, was er sagen soll oder er schweigt aus Respekt. Keine Ahnung. Aber er macht mich nervös. Panik kriecht in mein Bett, drückt auf meine Brust, schnürt mir den Hals zu. Obwohl ich ihn wirklich gern habe, ich kann Paulo jetzt nicht mehr ertragen. Kranke sind in ihren Stimmungen wohl unberechenbar. Ich will alleine sein. Vielleicht verläßt mich mit dem schweigenden Paulo ja auch die nach mir greifende Panik. Ich flehe darum. Also geht Paulo. Er scheint verletzt. Es tut mir leid. Nein es tut mir nicht leid. Ich kann nicht mehr. Paulo ist weg. Halina ist weg. Tommy ist weg. Die Nacht ist da. Vielleicht die schlimmste meines Lebens. Ich schaffe es nicht mehr mich zu beruhigen. Alles an mir und in mir vibriert, will sich losreißen von diesen Schläuchen und Kabeln. Ich verfluche dieses Monstrum von Bett, diese Foltermaschine, dieses Terrorbett, mein Terrorbett. Ich rutsche nach links, nach rechts, nach oben, nach unten. Ich schwitze, bin klitschnaß, dann friere ich erbärmlich und zerre die Wolledecke über mir zurecht. Ich schalte den Fernseher ein. Setzte mich auf, zappe durch alle Programme, schnell und immer schneller. Ich schalte den Fernseher wieder ab, lege mich wieder hin. Kurz darauf Fernseher wieder an, diesmal ohne Ton, ich erwische einen Amistreifen über eine alternde Rockband in den siebzigern. Ich versuche der Geschichte ohne Ton zu folgen, ich kann die Stimmen nicht ertragen. So geht es ganz leidlich. Aber die Darsteller sind ja alle Psychopathen. Ein Drogenrausch folgt dem Nächsten. Ich schalte wieder aus. Gibts denn nichts Beruhigendes, nur Exzesse, Mord und Totschlag und bescheuerte Talkshows? Nein es gibt nichts, nichts, gar nichts. Nur ich und diese Panik, die mich immer mehr beherrscht, mich zu verschlingen droht. Ich rufe zum hundertsten mal in dieser Nacht eine Schwester. Ich will eine Spritze. Ich habe so wahnsinnige Schmerzen. Aber wer weiß schon was Schmerzen sind, der sie nicht selber einmal so erlebt hat. Selbst dieses andere, wiederhergestellte Ich, das jetzt, zwei Monate später alles aufschreibt, selbst dieses Ich weiß nicht mehr wie dieser Schmerz eigentlich ist. Wie er sich anfühlt.

Ich kann nicht mehr. Sie lächelt mich sanft an und sagt: Nein! Wir müssen noch zwei Stunden warten. Erst um vier kann sie mir wieder eine Spritze geben. Es müssen mindestens vier Stunden zwischen den einzelnen Dosen vergehen. Und dann nimmt sie mich in den Arm, ja sie umarmt mich. Sie streichelt ganz zärtlich mein Gesicht, spricht leise mit mir. Ich weiß nicht genau was sie sagt, aber es ist schön ihre warme Stimme ganz dicht an meinem Ohr zu spüren, mich von ihren Worten streicheln und beruhigen zu lassen. Die Panik, der Krampf weicht von mir, wenigstens für diesen Augenblick. Meine Verzweiflung, meine Wut lösen sich in Tränen auf. Mein Gott, wie lange werde ich das noch durchhalten? Andrea, diese wunderbare Nachtschwester Andrea streichelt weiter mein Gesicht und sagt: natürlich wirst du das schaffen. Ganz klar und einfach. Natürlich wirst du das schaffen. Ja, natürlich werde ich es schaffen.

Wir beschließen. Ich müsse jetzt endlich versuchen zu schlafen. Ich bekomme eine widerlich schmeckende kleine blaue Pille unter die Zunge gelegt. Dort wird sie sich auflösen und ihre bitteren Wirkstoffe in mein krankes System verteilen und mich dann in den Schlaf schicken. So unser Vorhaben. Pläne machen ist das Eine, sie zu realisieren das Andere. Das ganz Andere.

Seit fünf Tagen habe ich nichts mehr getrunken. Solange diese cafeartige Flüssigkeit aus dem Loch in meiner Magenwand in diese Plastikflasche statt in meinen Darm fließt, darf ich nichts trinken. Ich habe einen wahnsinig trockenen Mund. Alle 5 bis 10 Minuten spüle ich ihn aus mit Wasser, das ich dann in einen kleinen Plastikbecher spucke. Eine Tätigkeit, die in den letzten Tagen zu einem kleinen, sich ewig wiederholenden Ritual geworden ist. Ein Ritual, daß mir hilft Marken in die sich ins Unendliche ausdehnende Zeit zu setzen.

Aber das geht jetzt nicht mehr. Jetzt, wo diese bittere, blaue Pille sich unter meiner immer klebriger werdenden Zunge ganz langsam auflöst. Meine Mundhöhle fühlt sich immer ekliger an und ich warte, auf dem Rücken liegend, auf den Schlaf, die Erlösung. Ich warte und warte und warte. Und tatsächlich da kommt er, schleicht mit seinen schweren Gewichten die Füße hoch, erreicht die Waden, kriecht ins Becken versucht über den aufgeblähten Bauch in die Brust zu kommen. Und je mehr sich dieses seltsame Tier Schlaf meiner zu ermächtigen scheint, desto mehr wehrt sich etwas in mir gegen diese doch so herbeigesehnte Überwältigung. Mein inneres Tier kämpft gegen dieses sich als Freund ausgebende und vielleicht doch den Tod bringende äußere Tier an. Ein furchtbarer Kampf. Ein Kampf den ich bei vollem Bewußtsein wie ein außenstehender Dritter beobachte, obwohl ich es doch selber bin, der mit sich kämpft. Ein Außenstehender allerdings, der die Folgen dieses Kampfes auszubaden hat. Es fühlt sich an, als hänge ich an einem Gummiband. Ich werde in die Tiefe geschleudert. Ich falle und falle. Das

Gummiband strafft sich je länger und tiefer ich falle. Ich stürze immer tiefer. Es wird dunkel um mich herum. Die Schmerzen lösen sich von mir ab wie die Schalen einer Zwiebel. Ich kann es genau beobachten. Den ganzen Prozeß des mich AuflöSENS. Das Gummiband ist jetzt zum äußersten gespannt. Wenn es reißt, bin ich weg, wer weiß wo. Vielleicht im Nirgends, vielleicht im Paradies, vielleicht in..... Aber es reißt nicht. Ich werde brutal zurückgerissen, zurückgeschleudert in einen explodierenden Schmerz. In ein Eismeer aus Feuer. Mir ist brennend heiß und gleichzeitig eiskalt. Ich kann mich nicht entsinnen je so etwas Paradoxes gespürt zu haben. Es dauert eine ganze Weile bis dieses erschreckende Körper- und Hautgefühl mich wieder verläßt und mich meinem ganz normalen Schmerz übergibt. Nein ich kann nicht schlafen, kann mir selber nicht entffliegen. Für keine Sekunde. Ich bin verzweifelt. Ich denke an Andrea: Du wirst es schaffen. Ja du wirst es schaffen.

Das Gerät, das den Sauerstoffgehalt meines Blutes überwacht schlägt Alarm, zum x-ten mal. Aber diesmal läßt es sich der nerviger Piepston nicht mehr abstellen. Der Sauerstoffgehalt meines Blutes liegt bei knapp über 80%. Das ist zu wenig. Und tatsächlich, wenn ich nicht gerade sitze, habe ich mittlerweile Schwierigkeiten Luft zu holen. Mein Atem rasselt. Auf dem Rücken liegend habe ich immer intensiver das Gefühl von drückenden Gewichten auf meiner Brust. Es ist vier Uhr in der Früh. Ein Pfleger bringt eine Sauerstoffmaske. Ich soll sie aufsetzen und durch sie atmen. Mein Gott, zu all den Kabeln und Schläuchen jetzt auch noch dieses Scheißding, das immer wieder verrutscht, klobig, schwer und häßlich grün. Ich setzte es auf und habe das Gefühl, jetzt tatsächlich gleich wahnsinnig zu werden. Ich kann nicht, Unmöglich. Ich reiße mir das Teil vom Gesicht, trenne es vom daran befestigten Schlauch, setze mich auf und halte mir ab und zu diesen Sauerstoff speienden Schlauch an den Mund und atme so tief wie möglich ein. Die Anzeige des Kontrollgerätes schwankt jetzt zwischen 93 und 94 Prozent. Na Bitte. Dann bleib ich eben den Rest der Nacht sitzen. Wenn atmen nur noch so ohne Maske geht, dann eben nur so. Basta. Ich bin seltsam entschlossen, obwohl es ja eigentlich gar nichts zu entschließen gibt. Aber ich beschließe, daß dies die letzte Nacht auf der Intensivstation für mich sein wird. Daß ich auf jeden Fall während des nächsten Tages dieses mein Terrorbett verlassen und in ein normales Krankenzimmer umziehen werde. Jawohl. Dies wird meine letzte Nacht hier sein. Denn sonst, und nichts ist mir jemals so klar gewesen wie diese Gewißheit, sonst werden mich meine psychischen Kräfte verlassen und ich werde es nicht schaffen. Wild entschlossen erwarte ich so sitzend und ab und zu mit einem grünlichen Schlauch vor dem Mund den nächsten Tag.

Ich bin gerade 18 Jahre alt geworden und habe einen Musterungsbescheid bekommen. Ich sehe aus wie 14, höchstens 15. Kaum Haare Haare unter den

Achseln, kaum Schamhaare, von Bart ganz zu schweigen. Ich bin ziemlich blaß, dünn und nicht besonders groß. Die Mädchen mögen mich, aber nehmen mich nicht ernst. In der Schule nennen sie mich Mini. Ein Spitzname gebräut aus Spott und Zuneigung. Mutter zeigt mir in letzter Zeit immer wieder Bilder ihres Bruders Karl in seiner Fliegeruniform. Eine gewisse Ähnlichkeit mit mir ist nicht zu leugnen. Ein sehr weiches Gesicht, gar nicht soldatisch und schon gar nicht so verbissen wie die Maske meines Großvaters. Ein freundliches, etwas verträumtes Jungensgesicht in Uniform.

Ich habe mich entschlossen zu verweigern. Ich will nichts zu tun haben mit dem Militär. Vater nervt mit seinen Geschichten über die Artillerie, seiner Artillerie, der einzigen Truppengattung, in der man angeblich nicht im Dreck rumwühlen muß. Er nervt mit seiner Attitüde einen Abends zum Betten bauen aufzufordern und mit Kompaß und Planquadratkarte einen Sonntagsnachmittagsspaziergang strategisch vorzubereiten. Vater ist Ingenieur und war Artillerieoffizier. Jawohl schießen ist die einzige Tätigkeit, bei der man sich hinfliegeln darf. Na klasse: ich aber habe lange verfilzte Haare, höre Deep Purple, Genesis, Wishbone Ash, Santana, Inga Rumpf und träume von Reisen in ferne Länder und von einer Karriere als gitarrenspielender Rockstar. Ich werde verweigern. Auf jeden Fall. Mutter bekommt einen hysterischen Anfall. Nichts neues für mich. Erst kürzlich hat sich mich mit einer riesigen Papierschere durchs ganze Haus gejagt, mich gestellt und mit einem nicht ungefährlichen Ratsch die Hälfte meiner Haarpracht fast bis auf die Kopfhaut abgeschnitten. Ein Akt der Kastration. Der nächste Schultag: eine Katastrophe, eine Demütigung. Jedenfalls rast Mutter jetzt schon wieder. Du mußt ein Mann werden, jawohl ein Mann, nicht dieses Hemd das du jetzt bist und das, das sag ich Dir geht nur beim Militär. Verweigern, kommt nicht in Frage. Vater versucht zu beruhigen und auf seine Art zu vermitteln. Er stellt mir einen angenehmen Platz bei der Artilleriekompagnie in der Kaserne gleich neben unserem Haus in Aussicht. Er hat schon mit dem Kommandeur gesprochen. Aber dazu muß ich mich verpflichten. Für drei Jahre. Ich denke an Mutters Bruder, aber halte diesem Druck nicht stand. Also stelle ich einen Antrag auf eine 3 jahres Verpflichtung.

Der Tag der Musterung kommt, man checkt mich durch. Am Ende der Prozedur händigt man mir den Ausmusterungsbescheid aus. Ich kann mein Glück kaum fassen. Das ist ja der Hammer. Endlich bringt das klein, schwächig und dünn sein mal was, macht mich gegenüber den Anderen zum Sieger.

Ich bin überglücklich. Ja ich bin untauglich. Völlig unbrauchbar. Stufe 5. Im Ausmusterungsbescheid steht: „Hormonelle Veränderungen“. Ein Bescheid gegen den selbst Mutter nichts unternehmen kann. Schließlich hat sie mich ja so gemacht wie ich bin, so schmal, so zart, so dünn, einen Peter Pan, der eigentlich gar nicht erwachsen werden soll und den das Militär nicht will. Ich besaube mich. Zum ersten und auch zum letzten mal in meinem Leben.

Es ist Montagmorgen kurz vor Uhr. Die schnelle tropische Morgendämmerung hat bereits eingesetzt und vertreibt sehr schnell die Schatten der Nacht. Wieder habe ich eine dieser Nächte besiegt. Ich bin völlig erschöpft, aber es gelingt mir, wie immer in diesen Morgenstunden, mich ein wenig zu entspannen, mich dem sich im Zimmer ausbreitenden matten Tageslicht hinzugeben. Schichtwechsel. Die Station ist, wie jeden Tag um diese Zeit relativ ruhig. Ich stelle mich auf die Morgenrituale ein. Blutabnahme, Röntgen, Waschen usw. Und ich bereite mich intensiv auf das Gespräch mit Ralph, meinem Arzt vor. Er hat sich für etwa 9 Uhr angekündigt. Zig-mal wiederhole ich die Sätze, die ich ihm sagen werde. Auf keinen Fall werde ich länger auf der Intensivstation bleiben, auf keinen Fall.

Kurz vor acht kommt Antonio Carlos, ein sehr blasser, sehr ruhiger und sehr bedächtiger und immer etwas traurig aussehender Pfleger, um mich zu waschen. Ich bin aufgeregt, denke an das vor mir liegende Gespräch, denke an die Entscheidung, die hoffentlich zu meinen Gunsten ausfallen wird, nein die zu meinen Gunsten ausfallen muß, unbedingt dazu führen muß, daß ich hier rauskomme. Unbedingt.....

Ganz langsam und vorsichtig beginnt Antonio Carlos mit dem Waschritual. Offensichtlich möchte er mir nicht weh tun. Ganz langsam und sanft gleitet der Waschlappen über mein Gesicht, meinen Bauch, meinen Rücken. Scheiße, warum macht er nicht ein bißchen

hinne, warum so unerträglich langsam, so vorsichtig, soll er doch richtig zupacken. Ich bin doch nicht aus Marzipan. Also los Mann. Aber Antonio Carlos bleibt bei seinem sanften Tempo. Er beginnt mich wahnsinnig zu machen, ich fange an ihn zu hassen, alle meine Wut auf ihn abzuladen. Ich halte ihn für einen Volltrottel.

Wahrscheinlich ist er geistig debil, ja genau das ist er, ein Idiot, sonst würde er ja nicht immer so dämlich traurig aus der Wäsche glotzen. Ich bin hochgradig nervös, angespannt. Antonios Sanftheit steht in diametralen Gegensatz zu meinem Inneren Zustand. Aber ich beherrsche mich. Soweit habe ich mich noch im Griff, daß ich merke, ich würde hier eine riesen Ungerechtigkeit begehen, wenn ich meinen momentanen Gefühlen jetzt freien Lauf ließe.

Ich spüre, ich würde es später sehr bereuen. Also bleibe ich äußerlich ruhig und beherrscht.

Ganz bedächtig und sehr sorgfältig beendet Antonio Carlos seinen heutigen Job an mir und verabschiedet sich lächelnd.

Es ist kurz vor neun. Ralph, wie immer hervorragend gekleidet, sitzt lächelnd an meinem Bett. Ich rede auf ihn ein, als ginge es um mein Leben. Und tatsächlich geht es ja auch um mein Leben. Manchmal kommen Redensarten in der Realität an. Nur, daß man es dann, wenn es soweit ist, gar nicht bemerkt.

Gute zehn Minuten ergießt sich ein Sturzbach aus eindringlichen, verzweifelten Worten über Ralph. Er lächelt nicht mehr. Sehr ernst und sehr ruhig hört er mir zu ohne mich ein einziges mal zu unterbrechen. Dann nickt er. Ja, es ist wohl das Beste mich aus der Intensivstation rauszuholen aber mit ca 14 weiteren Tagen Krankenhausaufenthalt müsse ich noch rechnen. Was er mir nicht sagt ist, daß ich aus rein medizinischer Sicht die Intensivstation eigentlich noch nicht verlassen dürfte. Aber er merkt, daß ich psychisch an der Grenze bin. Ralph achtet nicht nur auf die medizinischen Daten, er achtet auf den Menschen. Ein Künstler eben. Ok, also es wird dafür gesorgt werden, daß ich wahrscheinlich heute noch mein Terrorbett verlassen kann und auf ein normales Zimmer komme. Mir fällt eine riesige Last vom Herzen. Gott sei Dank, wenigstens dieses Kapitel dieser seltsamen Reise an den Rand meiner Welt dürfte bald zu Ende sein. Hoffentlich. Hoffentlich finden sie ein Zimmer für mich, noch Heute. Bitte, lieber Gott, lieber Tommy, lieber Ralph laß sie ein Zimmer finden, noch heute, noch bevor die nächste Nacht kommt.....

Sie stehen in einer Reihe vor meinem Bett. Die vier Schwestern, Andrea, Angelica, Julia und Valdenise. Sie lächeln mich an. Angelica, eine sehr schwarze, sehr hübsche Schwester strahlt. Ihre Augen leuchten, sie hat superweiße Zähne. Ich registriere es am Rande und mit Verwunderung.

Ich versteh nicht was das alles soll, war kurz mit meinen Gedanken irgendwo, irgendwo im nirgendwo. Habe gar nicht bemerkt, daß sie sich vor mir aufgebaut haben. Und da stehen sie jetzt ganz erwartungsvoll am Fußende meines Bettes. Habe ich vielleicht Geburtstag, ist es schon Ostern, soll ich entlassen werden, was wird hier gefeiert? Ralph tritt dazu und fragt mich, ob ich mit den Vieren einverstanden sei. Einverstanden, wieso einverstanden? Ich bin verwirrt.

Ja ob ich einverstanden sei, daß diese vier mich die nächsten Tage und Nächte begleiten werden. Ich bräuchte eine Rund um die Uhr Betreuung, wenn ich die Intensivstation verlasse, und diese vier hier werden mich in abwechselnden 12 Stunden Schichten die nächsten Tage und Nächte betreuen, wenn ich mit ihnen einverstanden bin.

Es dauert eine Weile bis ich verstehe. Aber na klar bin ich einverstanden, wunderbar. Und daß Andrea dabei ist, wie schön. Sie, die mich letzte Nacht aus dieser üblen Panik befreit hat.

Was für ein abgefahrenes Krankenhaus. Zum ersten mal fällt mir auf, daß dies hier kein gewöhnliches Hospital ist, daß hier nach ungewöhnlich humanen Regeln gearbeitet wird.

Zum ersten mal wird mir klar, was für ein Glück ich gehabt habe, hier gelandet zu sein. Wie dankbar ich Ralph sein muß, daß er mich hierher gebracht hat. Und außerdem wird mir klar, daß sie ein Zimmer gefunden haben. Das Zimmer 214. Nur noch ein paar Stunden, und ich werde die Intensivstation verlassen haben.

Die nächsten Stunden verbringe ich abwechselnd zwischen Bett und meinem Sessel. Ich beobachte die braune cafebraune Flüssigkeit, die aus meinem Magen in die Plastikflasche läuft. Wird es endlich weniger? Will das Verdauungssystem nicht endlich wieder anspringen? Ich habe jetzt 10 Tage nichts mehr gegessen. Gar nichts. Irgendwann muß doch mein Körper wieder anfangen zu arbeiten. Jetzt wo sich Hoffnung am Horizont zeigt.

Ich sitze auf meinem Stuhl, schon eine halbe Stunde. Das Atmen geht relativ gut. Im Sitzen halten sich die Sauerstoffwerte im Blut bei etwas über 90% . Also möglichst lange im Sessel bleiben, auch wenn es nach einer Weile ziemlich anstrengend ist und kalt wird. Angeblich hat das Sitzen auch positive Auswirkungen auf die Peristaltik, sagen jedenfalls die Schwestern.

Plötzlich habe ich das Gefühl, ich müßte aufs Klo. Kann das sein? Ich faß es nicht. Ich hab schon völlig vergessen wie sich Stoffwechsel anfühlt. Seit Tagen läuft alles durch Schläuche in Flaschen aus mir heraus und in mich hinein. Sollte ich, was meine Verdauung angeht, tatsächlich wieder autonom, ich selbst werden? Keine Frage. Es ist soweit. Der Pfleger muß kommen, schnell. Möglicherweise verpasse ich diese Chance und meine Gedärme werden wieder stumm. Aber er kommt mit der Bettpfanne und schiebt sie zwischen Stuhl und Hintern. Wie ein entmachteter König sitze ich jetzt auf diesem seltsamen Thron aus Bettpfanne und Sessel. Ich komme mir bescheuert vor und ein bißchen Scham kriecht ins Zimmer. Aber das kann ich mir nicht leisten. Nicht in so einem wichtigen Augenblick.

Der Kleine hat geschissen, na wunderbar; brav gemacht und bravo. Wie reduziert auf die Basis meiner biologischen Existenz ich doch jetzt bin. Geschrumpft auf das, was absolut notwendig ist. Keine Gedanken an Karriere, Projekt A, B, oder C, entäuschte Liebe, die letzte Party, das vorletzte Theatrevent, den neuesten Film, das nächste Konzert. Ich sitze, wie ein Baby, auf dem Topf und scheiße. Das ist was zählt.

Es riecht ziemlich unangenehm. Leben basiert auf Zerfallsprodukten, beruht auf der Energie von Fäulnis- und Zersetzungsprozessen. Mein Körper ist Teil dieses Prozesses, ernährt sich davon, lebt weiter aufgrund dieses Prozesses. Ich bin nicht steril, ich bestehe nicht aus Halbleitern und Chips. Ich bin Blut, Knochen, Fett, Muskeln, Nerven. Ich produziere, um zu leben Abfall, biologische Verfallsprodukte. Ich bin verletzlich, ich bin sterblich, ich bin ein Mensch, ich stinke.

ICH LEBE!

Zum ersten mal seit Tagen öffnet Antonio Carlos das Fenster meiner Kammer.

Ungefiltertes Licht strahlt herein. Eine sammetweiche, warme tropische Luft erfüllt das Zimmer, streicht über mein Gesicht, macht das Atmen leichter. Ich bin überwältigt. Die Welt da draußen ist schön. Sie muß es einfach sein, bei solch einem Licht, solch wunderbarer Luft.

Tommy sitzt wieder neben mir. Wir warten gemeinsam auf den großen Augenblick. Jetzt, da es eine Perspektive gibt, beginnt die Zeit sich wieder zu beschleunigen, verliert ihre lähmende, grenzenlose Unendlichkeit. Am Ende der nächsten Stunden wird mein Umzug auf Zimmer 214 stehen. Diese Gewißheit beruhigt mich, gibt mir ein Stück Ruhe zurück.

Um vier Uhr Nachmittags ist es endlich soweit. Die halbe Besatzung der Intensivstation hat sich versammelt, um mich zu verabschieden. Alle strahlen mich an wie ein Honigkuchenpferd. Ich, Thommy, Sie, wir alle haben einen Teilsieg errungen. Ihre Anteilnahme an meinem Schicksal, die weit über das berufliche Interesse hinausgeht, die menschliche Wärme, diese Freude, die sie mit mir über diesen wichtigen Schritt teilen, berührt mich zutiefst. Wo hab ich solch gelebte Mitgefühl schon einmal erlebt? Ich kann mich nicht erinnern.

Mutter hat sich mal wieder mit Vater gestritten, furchtbar gestritten. Sie haben geschrien, sich getreten, mit Gegenständen geworfen. Wie so oft. Männer, sagt sie, sind gefühllose Monster, Panzer. Sie hat sich im unter meinem Zimmer gelegenen Wohnzimmer eingeschlossen und hört songs von Erika Pluhar so laut, daß die Decke bebt. Es ist ein Uhr Nachts. Ich habe mich in mein Zimmer eingeschlossen. Ich will nicht mehr, daß sie sich wie so oft nach diesen Streits zu mir in mein Bett legt. Ich bin 13 Jahre alt.

Und habe fürchterliche Schuldgefühle. Aber ich schließe nicht auf als es an der Tür rüttelt. Gegen zwei Uhr nachts höre ich Geschrei auf der Strasse. Mutter rennt halbnackt, im Nachthemd auf der Strasse auf und ab und heult sehr laut. Wir schaffen sie mit Mühe wieder ins Haus. Ich träume in dieser Nacht von Mutter wie sie mit einem großen Messer versucht mich umzubringen.

Eine Woche später wird sie wieder einmal in der geschlossene Abteilung des örtlichen psychiatrischen Krankenhauses eingeliefert. Diagnose: schizophrene Psychose. Die Station ist unter anderem von Vater mit geplant worden, wie er anlässlich eines Besuches nicht ohne Stolz erklärt. Die farbigen Bänder, die die Station durchziehen und dafür sorgen, daß die Kranken sich nicht verlaufen, sind wohl auf seinem Mist gewachsen. Ich weiß nicht was ich denken, was ich fühlen soll.

Man setzt mich in einen fahrbaren Stuhl und schiebt mich ganz vorsichtig aus meinem Überlebensbunker. Ein letzte Blick auf mein Bett. Ich bekomme kein Wort über die Lippen. Stumm verlasse ich die Intensivstation. Man schiebt mich über einen Flur, vorbei an einem großen offenen Fenster. Grün, überwältigends Grün und strahlendes Blau bricht durch dieses Fenster, füllt den Flur, erreicht mit Urgewalt meine Seele. Haltet an, bittet haltet an. Nur ein paar Sekunden. Es ist der Morro de Gavea, es ist die pittoreske Rocinha, die größte Favela Rios und über ihr ein dunkelblauer Himmel was mich tief berührt. Etwas Schöneres habe ich mein Leben noch nicht gesehen. Es schüttelt mich am ganzen Körper, wie ein elektrischer Schlag. Die Tränen schießen aus mir heraus wie ein Wasserfall, infolge eines plötzlichen heftigen Gewitters aus seinem Felsenbett hervorbrechend. Ich sitze da, minutenlang, und heule. Der Eisberg, der meine Seele eingeschlossen hat beginnt zu schmelzen, auseinanderzubrechen. Ich habe den Weg zurück ins Leben wieder entdeckt. Ein unvergleichliches Erlebnis.

Sanft trennt man mich von diesem Anblick, holt mich aus dem Tränenfluß zurück, schiebt mich weiter, zum Fahrstuhl, der mich auf die Etrage meines zukünftigen Zimmers bringen wird. Im Fahrstuhl ist ein großer Spiegel. Ich wage einen Blick. Ich bin entsetzt.

Der, der mich da aus dunklen Augenhöhlen, aus eingefallenen Wangen mit ungepflegten Bartstoppeln verständnislos, fremd und wie aus weiter Ferne anstarrt, dieser alte Mann von vielleicht Mitte sechzig, dieses Wrack im Rollstuhl, das bin ich.

Ein Schock. Nein DAS bin ich nicht. Doch das bist du, schau hin, das bist du. Nein, ich kann da nicht mehr hinschauen. Nein das bin ich nicht. Ich wende mich ab von diesem gespenstischen Mann. Wieder kommen mir die Tränen. Tommy reist mich aus der sich auftuenden Bodenlosigkeit, macht einen seiner Witze, über die er immer als erster lacht, die dann aber doch alle mitreißen. Thommy hat einen skurilen, manchmal surrealen Humor. Wäre er nicht Filmemacher, so wäre er ein umwerfender Cabarretist geworden oder ein Meisterkoch. Thommy kocht ausgesprochen gut. Kochen, Essen... wie komm ich denn jetzt auf so was Abwegiges?

Es hat funktioniert. Thommy hat mir wieder Boden unter die Füße gegeben. Etwas, was er die nächsten Tage noch oft tun muß und wird. Etwas, was ich ihm nie im Leben vergessen werde.

Du mußt jetzt schlafen. Du mußt. Es sind bald zwei Wochen, da du nicht schläfst. Ich weiß du hast Schmerzen, aber du bist es selbst, der dir einen großen Teil dieser Schmerzen zufügt. Du bist es selbst. Anciedade. Anciedade, das ist es was Dich nicht schlafen läßt.

Valdenise, meine erste Begleitung durch die Nacht im neuen Zimmer redet auf mich ein. Anciedade, ja das wird es wohl sein. Ist ja auch eine Zeitgeistkrankheit, wie ein großes brasilianisches Politmagazin, das in meinem Zimmer umherfliegt, titelt. Anciedade. Mir fällt keine deutsche Übersetzung für diesen Begriff ein. Nur ein englischer: Anxious. Vielleicht Überreiztheit, Angespanntheit. Aber das trifft es auch nicht richtig.

Valdenise redet auf mich ein. Es ist 1 Uhr und ich schaffe es einfach nicht in den Schlaf zu gleiten. Auch auf dem neuen Zimmer nicht. Die Nacht ist so schrecklich und dunkel wie auf der Intensivstation, nur äußerlich ruhiger ist sie, erheblich ruhiger.

Die letzten Stunden des Tages in meinem neuen Domizil waren wunderbar. Kaum Schmerzen, eine relaxte Erschöpftheit hatte von mir Besitz ergriffen. Erst als Tommy die Couch neben meinem Bett bezieht, er wird diese Nacht, zusammen mit Valdenise bei mir bleiben; erst da realisiere ich, es wird wieder Nacht und alle angsteinflößenden Gespenster sind wieder auf dem Vormarsch.

Sie sind mit mir umgezogen. Tommy ist erschöpft und schläft. Meine Schlaflosigkeit und meine Schmerzen quälen mich.

Ich wälze mich auf dem Bett hin und her und Valdenise redet leise auf mich ein. Dann ein Befehl: Du legst Dich jetzt auf die Seite, in deine normale Schlafposition. Nein ich kann nicht. Es schmerzt zu sehr und die Sonde...

Unsinn, du wirst Dich jetzt auf die Seite legen und du WIRST schlafen. Jetzt, sofort. Ein Befehl ist ein Befehl. Leise und doch scharf ausgesprochen. Wie eine Mutter, die ihr quängelndes, übermüdetes Kind ins Bett komplementiert, so spricht Valdenise mit mir. Sie ist zwar einige Jahre jünger als ich, aber schon Großmutter. Das gibt Autorität. Ich füge mich. Ich drehe mich unter starken Schmerzen auf die linke Seite, versuche eine Position zu finden, die einigermaßen erträglich ist. Und,, es funktioniert. Nach ein paar Minuten Quälerei lassen die Schmerzen merklich nach. Ich beginne mich abzugeben, in den Schlaf zu rutschen, endlich diese Welt für ein paar Minuten zu verlassen. Ungefähr 10 Minuten schaffe ich es in die Unterwelt des Schlafes einzutauchen, dann reißt mich ein widerlicher Alptraum in meinen Mahlstrohm zurück:

Ein Zimmer, ähnlich diesem hier nur ohne Möbel. Ich stehe angelehnt an eine der Wände. Ein paar Meter weiter weg an der gegenüberliegenden Wand, zwei alte Freunde. Sie sind im Gespräch vertieft. Mir wird schwindelig und immer schwächer. Ich sinke in die Hocke und rufe nach meinen Freunden, sie reagieren nicht. Ja sehen, hören sie mich denn nicht? Ich versuche weiter ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Keine Reaktion. Unglaublich. Wollen oder können sie mich nicht wahrnehmen?

Ich sacke immer mehr in mir zusammen, rutsche auf den Boden, meine Stimme wird immer leiser, zerfällt. Mich fast schon im Boden auflösend rufe ich ein letztes mal und völlig verzweifelt ihre Namen. Daraufhin verlassen sie ohne irgendeine

erkennbare Reaktion den Raum.

Ich erwache in einem stummen Schrei. Schlaf ist Vernichtung. Schlaf ist Tod, die Bewußtwerdung völliger Einsamkeit. Dieses Gefühl des Entsetzens, der absoluten, totalen Verlassenheit ist nicht beschreibbar. Es gibt nichts was diesem Gefühl panischer Angst gleichzusetzen ist. Das Gefühl völliger Auslöschung ist beispiellos.

10 Minuten habe ich geschlafen. Und in dieser Nacht wird keine Minute Schlaf mehr folgen. Die nächsten Stunden werde ich in absurder Wachsamkeit abwechselnd mich und Valdenise bewachen, die ab und zu neben mir einzudämmern scheint. Ich werde gelegentlich zusammen mit Valdenise und dem rollenden Infusionsbehälterbaum ein paar wankende Schritte auf den Flur hinaus machen und mit ihr über Anciedade reden, ab und an über den Traum berichten, dem ich gerade noch so entflohen bin und ich werde mich in meinem Schmerz herumwühlen, wie noch nie in meinem Leben.

Am Ende dieser Nacht werde ich mich fühlen, als wäre ich ganz langsam durch einen mit spitzen Nadeln gespickten Tunnel gekrochen. Aber mit dem Beginn des neuen Tages werde ich diesen Tunnel verlassen haben und ihn auf diese Art nie wieder betreten. Der Weg (zurück) ins Leben ist hart und brutal, aber der Gedanke an Aufgabe kommt mir nicht in den Sinn.

Am Morgen nach der Nacht der Nadeln wanke ich, zum erstenmal ohne den Blasenkatheter (wieder ein kleiner Schritt vorwärts) ins Bad und schaue bewußt diese ausgemergelte Gestalt, die mir da im Spiegel gegenübersteht, an. Und ich rede mit ihr, rede mit mir. Mit mir, wie mit einer außer mir stehenden Person. Du wirst kämpfen, du wirst nicht aufgeben und du wirst diesen Kampf gewinnen. Ich balle die Faust. Die Person mir gegenüber macht dasselbe. Der Pakt ist geschlossen. Der Pakt auf das Leben, das Leben danach, das Leben an sich. Ich frage nicht mehr, wie sonst so oft, nach dem Sinn. Leben ist das, was geschieht. Nicht Mehr und nicht Weniger.

Es gibt jetzt nur eins: Ja oder nein. Die Antwort ist klar und ohne Zweifel. Das Wozu ist uninteressant.

Heißes Wasser prasselt auf meinen Kopf, schießt den Körper hinunter, deckt mich zu, weckt mich auf. Ein tolles Gefühl. Ein überwältigendes Gefühl. Ich stehe in der superengen Duschkabine des Bades, bin nach wie vor verkabelt: Magensonde, Braunüle in der Vene, der Infusionsbaum gleich neben mir. Aber ich stehe auf meinen eigenen Füßen und köstlich heißes Wasser fließt wie Balsam über mich. Ich spüre das Meer. Es ist absurd. Ich stehe verkabelt mit geschlossenen Augen in dieser superkleinen Duschkabine und spüre den Ozean, seine Weite, seine Größe, seine Ruhe.

Ich sehe eine heiÙe gelblich rote Sonne über den dunkelblauen Wassern. Ich möchte ewig verweilen in diesem mich streichelnden Wasserstrom. Es ist die erste Dusche seit einer Ewigkeit. Und wie all das Alltägliche, das mir aus meinem alten Leben wieder begegnet, wieder Bedeutung für mich erlangt, ist es in seiner Wirkung überwältigend.

Julia, die sehr zarte, sehr blasse und sehr kindlich wirkende Ablösung Val's steht vor mir und wäscht mich. Sehr vorsichtig, sehr geduldig. Ich schaffe das noch nicht.

Ich sehe mich nochmal im Spiegel. Mein Gott bin ich häÙlich. Was mute ich diesem Mädchen zu. Julia schüttelt nur milde den Kopf, trocknet mich ab und führt mich wieder zum Bett.

Dann erklärt sie mir, sie werde mich jetzt rasieren, sie wolle wieder einen mir selbst ähnlich sehenden Menschen aus mir machen.

Sie will aus diesem unrasierten, hilflosen Greis, wieder ein Antlitz formen, daß Lebensmut und Zuversicht ausstrahlt, sich nicht gehen läÙt und nicht zurückblickt. Die beste Medizin, die sie mir geben kann.

Stück für Stück cremt sie mein Gesicht mit einer Babylotion ein und rasiert mich dann sehr sorgfältig und äußerst behutsam. Babycreme in einer kleinen lila Plastikflasche. Babycreme. Ich lasse mich in diesen Pool aus Umsorgung und Zärtlichkeit fallen. Schwimme, ja schwebe darin, gebe mich ab. Etwas was ich im normalen Alltag schon lange nicht mehr gemacht habe. Etwas zu bekommen, einfach so, ohne dafür Leistung zeigen zu müssen, etwas beweisen, zurückgeben zu müssen scheint mir in dieser Form neu. Und daß ich diese im höchsten Grade einfache und direkte Menschlichkeit annehmen kann, endlich annehmen kann, auch dies ist bemerkenswert. Ich lasse mich fallen, wie ein Baby sich fallen läÙt. Ein Baby, daß vertraut.

Der 9 jährige Junge klettert mit ein paar Kumpels durch die Äste einer Kastanie. Der Junge bin ich. Es ist Mai und der Baum hängt dieses Jahr voller aus ihren Puppen schlüpfender Maikäfer. Die Bande ist eifrig dabei die großen Brummer vom Baum zu pflücken und in kleine Einmachgläser und Pappkartons zum Zwecke zoologischer Studien zu verstauen. Gerade eben ist der Junge vom niedrigsten Ast des Baumes wieder auf den Boden gesprungen, da springt ein wilder Mann wie besessen aus dem Gebüsch, packt ihn am Hals und drückt zu. Der Junge weiß nicht was los ist, schreit, aber seine Freunde springen alle vom Baum und flüchten. Er ist allein mit dem Verrückten, der ihn würgt, als wolle er ihn töten. Mit letzter Kraft befreit sich der Junge aus den Klauen dieses Fremden und flüchtet, läuft so schnell er kann nach Hause. Er hat dicke, dunkle Striemen am Hals. Zu Hause wartet Mutter. Der Junge ist völlig aufgelöst, steht unter Schock. Und sie... Sie schlägt mich und brüllt mich an. Sie tut es wohl aus Schreck und Angst, aber

sie tut es.

Die komplette Rasur dauert über eine Stunde. Vom Ergebnis sind alle begeistert. Andrea und Antonio Carlos besuchen mich. Sie haben eine kleine Pause während ihrer Schicht. Und in dieser Pause, in dieser wenigen freien Zeit, die sie haben, besuchen sie mich, setzen sich auf mein Bett, machen Späße, unterhalten mich, lenken mich ab. Ich bin verblüfft und tief gerührt. Was habe ich doch für ein Glück solchen Menschen zu begegnen. Die nächsten Tage werde ich noch viele solcher Überraschungen erleben. Viele Freunde, Bekannte und auch Unbekannte (Freunde von Freunden) werden mich besuchen, mich anrufen, für mich beten, an mich denken, Kerzen anzünden, Reiki Sitzungen abhalten. Die brasilianische Seele, die ich oft genug für sehr oberflächlich gehalten habe, entpuppt sich als ungeheuer warm, mitfühlend und menschlich. Soviel Wärme und Mitgefühl ist verblüffend. Ich muß lernen es anzunehmen. Und ich stelle fest, daß all diese Menschen sehr religiös sind. Eine Religiösität, die nichts Institutionelles hat, sondern eine praktische, alltägliche Religiösität gespeist aus einer dem Leben und dem Schicksal gegenüber demütigen Haltung ist. Demut:

Tommy gebraucht dieses Wort in den letzten Tagen sehr oft. Demut, etwas was wir in unserem hochentwickelten Alltag vergessen haben. Das brasilianische Alltagsmantra, die Formel: "se deus quizer", also „so Gott will“ die bei allen möglichen Anlässen und Vorgängen deren Erfüllung in der Zukunft liegt, benutzt wird, füllt sich für mich nun mit Sinn. Ich fange an zu verstehen wie meine brasilianischen Freunde fühlen. Niemand von uns steht über dem Leben. Niemand. Wir können glauben unsere Welt zu beherrschen, das Leben zu zähmen. Aber all das ist pure Einbildung, wenn nicht Hochmut.

Das Leben ist ein mal stiller, mal wilder Fluß in dem wir ruhig treiben dürfen, oder gegen das Untergehen kämpfen müssen. Niemals aber werden wir, die Gesetze denen wir unterworfen sind, und die uns siegen oder scheitern lassen, wirklich beherrschen können. Die Brasilianer wissen das, weil Endlichkeit und Sterblichkeit viel mehr in ihr tägliches Leben integriert sind, als in meiner deutschen Heimat, in der der Tod in Altenheime und Krankenhäuser verdrängt worden ist.

Dieses praktische Wissen ist es, was hier die Feste heißer, die Trauer existenzieller und die Menschlichkeit wärmer macht.

Liesl ist gekommen. Die Formel eins hat sie hinter sich gebracht und ist sofort nach Rio gefahren. Ich freue mich sehr. Sie sieht mich an. Ich merke, daß sie erschrocken ist. Als sie sich wieder gefangen hat, streicht sie erstaunt über mein

Gesicht und spricht tatsächlich von Babyhaut, die ich hätte. Babyhaut, nicht schlecht mit 44.

Das Werk von Julia.

Ich habe ungeheuren Durst und darf nach wie vor nichts trinken, nur immer wieder den Mund ausspülen und befeuchten. Dieser zum Ritual gewordene Handlungsablauf hat seine Tücken. Das ausgespülte Wasser wieder in den kleinen Plastikbecher zu spucken ist gar nicht so einfach.

Aus dem Liegen in eine vertikale Position zu kommen, um problemlos das Wasser in den Becher spucken zu können bereitet nach wie vor ziemliche Schmerzen und ist sehr mühsam. Jeder Tropfen, der nicht im Becher ankommt, sondern auf meinem Laken landet bringt mich ziemlich durcheinander, stört die mühsam aufrechterhaltene „Ordnung“ meines Krankenreiches, macht mich wütend. Die geringsten Kleinigkeiten, wie solch ein Tropfen, der daneben geht, werfen mich aus der Bahn, machen mich unruhig und nervös.

Mit jeder Schwester erst mit Valdenis, dann mit Julia, Angelica und Andrea entwickle ich eine Technik wie der Spuckbehälter vor meinen Mund und unter mein Kinn gehalten werden muß, daß auch kein Tropfen Wasser sein Ziel verfehlt. Jede Schwester macht es anders. Jedesmal muß es neu geübt werden. Eine Winzigkeit, die sich zu einem Ereignis auswächst, daß mich entweder völlig durcheinanderbringt oder mich befriedigt und beruhigt. Meine Welt ist sehr, sehr klein geworden.

Mein Durst ist enorm. Das Wasser, daß ich zum Mundspülen benutze, wird mir stets in eisgekühlten Mineralwasserflaschen aus Plastik ans Bett gebracht. Die Marke nennt sich „fonte do Jordao“, Quellen des Jordan. Ihr Etikett zielt ein tief blauer sich in Kurven windender Fluß mit einer aufgehenden rötlich, gelben Sonne darüber. Ein winziges auf Plastik gedrucktes Bildchen, daß unter meinen Augen und in meiner Vorstellung riesige, altarähnliche Dimensionen annimmt, zu einem Triptychon wird. Ich höre den Fluß rauschen, spüre das köstlich kalte Wasser meine Kehle hinunterrinnen. Sehe die Sonne groß und größer werden. Diese kleine Plastikflasche wird zum Symbol von allen Köstlichkeiten des Lebens schlechthin. Tommy kommt ins Zimmer. in der Hand eine eisgekühlte, mit Kondenswasser überzogene silberne Coladose. Er baut sich vor mir auf und trinkt laut glucksend und mit offensichtlichem Genuß die Dose in einem Zug leer. Was soll der Scheiß? Willst du mich quälen? Fuck you. Fuck you motherfucker.

Aber dann wird mir klar: er will mich provozieren, provozieren im positiven Sinne. Er will mir klar machen, daß ich nach vorne schauen muß, daß ich nicht in Selbstmitleid vergehen darf und, daß ich auf dem Weg bin, mich aus dieser beschissenen Situation wieder zu befreien. Dies hier, sagt er, immer wieder ist nicht die 207, dies hier ist die 214: vai pra frente.

Orientiere Dich nach vorne, nur nach vorne.

Thommy du Motherfucker, filho da puta, malandro, Bruder.

Valdenise, Julia, Angelica, Andrea: Jede für sich ist Klasse. Aber sie sind völlig unterschiedliche Menschen, Menschen mit denen ich abwechselnd jeweils sehr intensive und sehr unterschiedliche 12 Stunden verbringe.

Valdenise redet nicht gerne, ist ziemlich streng und direkt. Zunächst hab ich ein bißchen Angst vor ihr.

Spätestens aber nach ein, zwei Stunden stelle ich mich auf sie ein und merke wie wichtig ihre Art ist, mich vor meiner Bequemlichkeit zu schützen. Durch ihr strenges, kompromißloses Wesen schafft sie es tatsächlich immer wieder mich in die einzig mögliche Schlafposition-auf der Seite liegend- zu bekommen und bringt mich so, Stück für Stück, zu meiner Schlaffähigkeit zurück.

Auch Julia ist sehr still, aber sehr, sehr zärtlich. Alles macht sie für mich, liest mir meine Wünsche von den Lippen und von den Augen ab. Ich habe immer ein bißchen Angst um sie. Sie ist so klein und zart und immer so blaß.

Angelica ist gute Laune pur. Sie lacht viel und entwickelt vor allem in den Nächten eine unglaublich liebevolle Geduld mit mir. Sie ist es, die mich durch die zweite Nacht auf meinem neuen Zimmer begleitet. Eine Nacht, die zwar nicht mehr die Nacht der Nadeln wird, aber immer noch eine ziemlich harte Prüfung darstellt. Wenn ich nicht mehr zu können glaube, wieder mal die Panik nach mir greift, dann massiert sie mir mit ihren wunderbar weichen Händen die Füße und die schmerzenden Waden und lächelt mich dabei an. Ich habe das Gefühl sie massiert mich Stundenlang. Tatsächlich sind es vielleicht jeweils 30 Minuten 4, 5 mal in dieser Nacht. Sie hat heilende Hände unter deren Berührung meine Panik verfliegt, Ruhe einkehrt.

Schon als kleines Kind hatte sie Spaß daran andere Menschen zu pflegen. Sie wußte immer, daß sie einen heilenden Beruf ergreifen würde. Eigentlich wollte sie Ärztin werden, stammt aber aus der baixada fluminense, einem der übelsten Elendsquartiere Rio de Janeiros.

Doch wer aus der Baixada kommt hat kein Geld. Und wer kein Geld hat, wird nicht Arzt. Ganz Einfach und unumstößlich. So arbeitet die 27 jährige seit 10 Jahren in 24 Stundenschichten für ca 700,-DM auf der Intensivstation des Krankenhaus Sao Vicente im noblen Gavea. Sie wohnt noch immer bei ihren Eltern und braucht für den Hin- und Rückweg zum Krankenhaus mit diversen Bussen insgesamt 6 Stunden pro Schicht. Ich habe selten einen fröhlicheren und ausgeglicheneren Menschen getroffen als Angelica.

Andrea ist die Intellektuelle der vier. Mit ihr unterhalte ich mich stundenlang über brasilianische Politik, über die Ungerechtigkeiten im brasilianischen Sozialsystem.

Mit ihren Fragen über Europa im allgemeinen und Deutschland im Besonderen fragt sie mir ein Extraloch in den Bauch.

Sie ist es, die mir empört erzählt, daß Roberto Marinho, der Boss des größten brasilianischen Medienkonzerns und vielleicht der reichste Mann Brasiliens, schön öfters hier in der Klinik stationär behandelt wurde ohne jemals einen Centavo bezahlt zu haben. Die Klinikleitung bietet ihm diesen Service, um gute Publicity zu bekommen. Und Senhor Marinho ist sich nicht zu schade, dieses absurde Geschenk anzunehmen. Außerdem habe XUXA, der brasilianische Fernsehsehtopstar schlechthin, hier ihr Kind zur Welt bekommen. Vier Zimmer hat sie für sich alleine beansprucht, sie neu streichen lassen und natürlich wurde auch Xuxa kein Centavo berechnet. Eine gute Presse ist wichtig. Auch im brasilianischen Gesundheitswesen.

Andrea ist sichtlich empört. Sie muß demnächst ihren Wagen verkaufen. Sie kann sich die vierhundert Reais Ratenzahlung pro Monat einfach nicht leisten. Also wird auch sie demnächst 6 Stunden Fahrzeit pro Schicht benötigen.

Wie ich später von meiner Reisekrankenversicherung erfahren haben meine drei Wochen in der Clinica Sao Vicente gute 70 000 DM gekostet.

Auch Andrea, oder Gina wie wir sie nennen -sie sieht Gina Davis verdammt ähnlich - wollte Ärztin werden. Aber auch sie kommt aus der falschen Gegend und den falschen sozialen Verhältnissen. Andrea findet, daß ich ungepflegte Finger und Fußnägel habe. Sie beschließt das sofort zu ändern. Plötzlich befinde ich mich auf einer Schönheitsfarm in der Gina Davis mir eine wunderbare Maniküre kredenzt. Andrea ist einfach klasse.

Ein Ende des Tunnels ist in Sicht. Der Cafeersatz, der aus meiner Magensonde in die Plastikflasche fließt, wird merklich weniger. Meine Nieren fangen wieder an zu arbeiten. Alle 20 bis 30 Minuten treten ich, der Infusionsbaum und eine meiner Begleiterinnen jene kleine Exkursion auf die Toilette an. Immer wieder ein kleines, recht anstrengendes Abenteuer, mit nicht ganz sicherem Ausgang. Der Infusionsbaum läßt sich kaum schieben, seine Rollen sind verklebt. Angelica knallt einmal mit dem ganzen Ding fast auf den Boden, es gelingt ihr gerade mal so das Gleichgewicht zu halten und dieses Ungetüm vor dem Umkippen zu bewahren. Ich stehe völlig erstarrt daneben und sehe einen Kurzfilm in Zeitlupe ablaufen. Hätte Angelica nicht ziemliche Kräfte, all diese beschissenen Schläuche und Kanülen wären aus mir rausgerissen worden. Mir gefriert das Blut. Angelica aber lacht und bedankt sich beim lieben Gott.

In den nächsten Tagen werde ich pinkeln wie ein Wasserfall. 6 Liter pro Tag. All das Wasser, das sich in mir angesammelt hat muß wieder raus. Obwohl ich nichts gegessen habe, bin ich sechs Kilo schwerer als vor zwei Wochen. Alles Wasser. Aber im Tunnel erscheint Licht. Ich beschließe den Kontakt zur Außenwelt wieder

aufzunehmen. Bislang wollte ich zu nichts und niemandem aus meinem alten Leben Kontakt. Jetzt aber bin ich ganz verrückt danach, mich außerhalb dieser, meiner kleinen Krankenhauswelt mitzuteilen. Als erstes rufe ich meine Schwester an.

Für mich und uns nicht gerade normal. Wir hatten eigentlich noch nie ein gutes Verhältnis. Meinen Vater aber will ich auf keinen Fall sprechen. Ich habe eine große Wut auf ihn. Warum bloß erfahre ich erst hier, in einem Krankenhaus in Rio de Janeiro, was menschliche Wärme eigentlich ist und was sie bewirken kann, wenn man sie einfach nur zuläßt. Warum mußte ich erst 44 werden, um zu erfahren, daß ein hilfloses Baby ein natürliches Recht auf Liebe und Wärme hat. Ich habe kein Interesse an dem hilflosen Gestammel, das mein Vater mir entgegenbringen wird, wenn ich ihm erzähle was mit mir passiert ist.

Aber dennoch komme ich aus dieser Familie, bin deren Mitglied, kann sie nicht leugnen. Ich lerne ja gerade ziemlich schmerzhaft mich nicht mehr zu verleugnen, mich anzunehmen. Also rufe ich die einzige Person an, die in diesem Zusammenhang noch in Frage kommt, meine Schwester. Das Gespräch, besonders seine Wirkung überrascht und bewegt mich sehr. Wir, die wir aufgrund zahlloser Ängste und Mißverständnisse schon seit Jahrzehnten kaum noch miteinander kommuniziert haben, können ganz plötzlich offen miteinander sprechen. Sie hört mir zu, macht mir Mut, unaufgeregt und sehr klar. Erzählt von sich selbst. Sie kennt mich und die Situation in der ich mich befinde viel besser, als ich dachte. Sie hat ja die gleiche Geschichte, aber sie durchschaut diese klebrigen und ungelösten familiären Verwirrungen viel besser als ich bisher annahm, ja sie scheint ein gutes Stück weiter zu sein als ich selbst. Ich bin erstaunt, dankbar und sehr berührt. Ich habe den Kontakt zu dem Ort von dem ich komme wieder aufgenommen. Ich bin nicht mehr heimatlos.

Liesl sitzt bei diesem Telefonat auf meinem Bett. Als ich ihr das Gespräch erkläre, bricht es aus mir heraus. Ein unkontrollierbarer Strom von Tränen. Der Knoten ist geplatzt. Endlich, endlich ist dieser harte Knoten, dieser Krampf in tausend Teile zerfetzt worden. Ich bin wahnsinnig traurig, unendlich erleichtert, völlig durcheinander und sehr klar. Die Dämme brechen. Die Fluten aus aufgestauten Gefühlen schwemmen die Knotenstücke hinfert. Ich werde eine Menge wieder zusammensetzen haben. Aber anders, ganz anders. Wie? Keine Ahnung. Aber das ist jetzt auch wurscht. Ich bin ja gerade erst wiedergeboren worden, wie soll ich da wissen wie die Reise weitergeht. Aber sie geht weiter, hier ist nicht das Ende, hier ist erst der Anfang, der wirkliche Anfang. Gut, daß Liesl da ist. Die ganze Zeit hält sie meine Hand und holt mich jetzt zurück, stoppt die Flut. Es ist gut jetzt. Fürs erste.

Wieder ist ein Damm gebrochen. Wieder spülen mich die Fluten weg. Ich habe

Kopfhörer auf und versinke in der Stimme Jasmin Tabatabais, der Musik von Kol Simcha und vor allem in den Texte Kurt Tucholsky. Eine sensible Seele, die man verletzt, tödlich getroffen hat, die weiß, daß es keinen Ausweg gibt, die sich versucht in die Distanz der Ironie zu retten. Und die weiß, daß es ein vergeblicher Versuch ist.

Ich liege in einem brasilianische Krankenhaus, liebevoll umsorgt von Schwestern aus den armen Vorstädten Rio de Janeiro´s und lausche deutschen Texten vom Beginn der dreißiger Jahre.

Ich beschäftige mich mit meiner Heimat, mit meinem gebrochenen Vaterland und meiner an der Geschichte dieses Landes zerbrochenen Familie. Ich sehe, daß meine Eltern, diese ganze Generation, die uns großgezogen hat, über die deutsche Unfähigkeit zu trauern, zu seinen wirklichen Gefühlen zu stehen, statt sie zu bekämpfen, emotional verkümmert ist. Ich beschäftige mich mit mir und meiner eigenen Unfähigkeit. Und ein Damm nach dem anderen bricht. Ich halte nicht mehr an irgendetwas fest, drohe abzusaufen und merke gar nicht, daß ich ja schon wieder Boden unter den Füßen habe. Liesl ist es, die mich darauf aufmerksam macht. Ich tauche auf mit völlig verquollenen Augen. Atme tief durch und fühle mich leicht. Leicht wie schon lange nicht mehr.

Ich telefoniere und telefoniere, melde mich bei zahllosen Freunden und Bekannten. Ich bin süchtig nach Kontakt. Muß mich mitteilen. Alle sollen hören, was mir passiert ist, daß ich wiederkommen werde, wieder da bin. Ich will zurück ins Leben, zurück in meine Welt. Ich will zurück, aber als ein anderer, positiverer Mensch. Bei meiner Entlassung aus dem Krankenhaus werde ich über 1000,-DM vertelefoniert haben.

Ich habe Meryll, my sister of soul, zu Hause in Berlin an der Strippe. Sie hat keine Ahnung was passiert ist. Ich erzähle. Am anderen Ende Schweigen - Pause - dann erzählt sie mir, daß sie vor vier Tagen, dem entscheidenden Tag der Entlassung aus der Intensivstation einen Tagtraum, eine Vision mit mir gehabt hat, die sie nicht deuten konnte: Sie sieht mich stehen, ganz in weiß gekleidet. Ich werfe einen Blick zurück über meine Schulter nach hinten und gehe dann vorwärts. Jetzt vier Tage später weiß sie, was sie da gesehen hat.

Beim nächsten Telefonat mit meiner Schwester Martina stellt sich raus, daß sie am selben Tag eine ganz ähnliche Vision hatte.

Schon verrückt, was alles möglich ist. Ich habe immer mehr das Gefühl, daß das alles hier irgendwie geplant war, daß ich hier etwas durchlaufe, was schon so vorherbestimmt war und daß es Rio sein sollte, wo es passieren wird. Und eben nicht in Deutschland, in Berlin. Und ich habe, wie schon die ganze Zeit, das Gefühl alles schon mal erlebt zu haben. Vergangenheit und Zukunft kulminieren in einem Punkt. Lösen sich auf, sind eins.

Tommy hält das für Quatsch. Irgendwelche von mir eingebildeten Koinzidenzen

sein nichts als purer Zufall. Alles, das ganze Leben sei ein Zufall. Da gäbe es nichts dahinter.

Mein Gefühl ist anders. Aber bitte, wenn er meint.

Ich frage mich allerdings, wo er, der vorgeblich so Superrationale die Kraft hernimmt, die er permanent an mich weiterleitet.

Ob nun Zufall oder nicht: Merryls Vision stimmt mich glücklich und zuversichtlich. Ein positives Bild ist das, was sie da gesehen hat. Nicht zurück, sondern nach vorne geht mein Weg. Das gibt mir Ruhe, Zuversicht und Kraft. Danke Merryl.

Es ist wieder Nacht. Die dritte Nacht auf 214. Und wieder wird es ein Kampf mit meinen inneren Dämonen. Wieder ist Valdenise meine Verbündete in dieser Auseinandersetzung. Doch in dieser Nacht beginnen sich die Kräfteverhältnisse zu verschieben. Die Armeen der mich angreifenden Dämonen verlieren an Kraft ihre Attacken kommen nicht mehr so zahlreich und haben nicht mehr diese vernichtende Macht wie bisher. Mir gelingt es immer öfter und für immer längere Zeit mich in den Schlaf zu kämpfen. Allerdings verschwimmen die Grenzen zwischen der Realität des Wachzustandes und den höchst seltsamen Traumrealitäten infolge schneller Wechsel zusehends. Ich werde zum Zuschauer und Hauptdarsteller höchst intensiver, teils wunderschöner, teils äußerst surrealer Traumfilme:

Wieder einmal habe ich mich auf die Seite gequält und versuche loszulassen, die Angst zu besiegen und in den Schlaf zu gleiten. Plötzlich schwebe ich hoch über Rio. Lande auf einer wunderschönen mediterranen Piazza knapp unter dem Gipfel eines dieser Morros, dieser kegelförmigen Hügel Rios. Es ist kurz vor Sonnenaufgang. Unter mir schmiegt sich in nahezu übernatürlicher Schönheit eine elegant geschwungene Bucht an den bläulich violetten Horizont. Kleine, bunt bemalte Fischerboote dämmern in leichter Brise dem Morgen entgegen. Ihre flackernden Positionslichter künden noch von der vergangenen Nacht. Filigrane Schleier aus Morgendunst und weißem Rauch verlöschender Feuer liegen über der Bucht wie ein durchscheinendes weißes Seidentuch. Ein Hund bellt. Ansonsten erfüllt nur das leise Rauschen kleiner, im weißen Sand verschwindender Wellen, das von weit Unten sich hier hochgerettet hat, die Luft. Tiefer Frieden liegt über der Szene.

Plötzlich und brutal ein Filmriß. Aus und vorbei. Zurück in den Wellen des Schmerzes dieses feuerheißen Eismeeres. Scheiße. Und doch ist es ein Sieg. Wieder einer. Einer, der mir Kraft gibt es nochmal zu versuchen. Und nochmal, und nochmal.

Es ist Nacht. Ich bin im Haus meines Vaters. Eine mit schweren, alten Möbeln vollgestopfte Villa. Überall an den Wänden ausgestopfte Köpfe toter Tiere. Jagdtrophäen. Das im Hauptraum stehende Klavier bietet einen seltsamen Anblick. Sein Deckel ist geöffnet, doch es gibt keine Tasten. Ein Klaviergerippe ohne Seele. Meine ExEx-Freundin ist auch hier. Sie will mich küssen, mit mir schlafen. Ich mag nicht, ich kann nicht.

Ich muß mir erst noch die Zähne putzen. Ich gehe ins Bad, schaue in den Spiegel. Schauerhaft. Mein ganzes Gesicht ist mit einer dicken Schicht widerlich stinkenden, gelblichen weichen Käses zugekleistert. Nur mein rechtes Auge ist noch frei. Mein Mund ist ausgefüllt mit dieser ekelhaften Masse. Der Geschmack ist unglaublich: schimmelnde käsige Fäulnis.

Und wieder bin ich zurück in der sogenannten Realität. Mir ist kotzübel. Der Geschmack will sich nicht mehr verflüchtigen. Die nächsten Tage wird er mein ständiger Begleiter sein. Und doch denke ich an die Bucht. Versuche die Anwesenheit von Fäulnis und Zerfall zu verdrängen. Ich denke an diese wunderschöne Bucht über der ich doch vor nicht allzu langer Zeit noch schwebte. Ich denke an diese Vision von Ruhe und Frieden und lächele, lächele trotz des Fäulnisgeschmacks in meinem Mund.

Die Magensonde macht Probleme. Ich habe schon seit Tagen ständiges Aufstoßen. Dabei zieht sich der Magen immer langsam ein Stück zusammen und dehnt sich dann wieder aus. Diese Peristaltik kann ich über die Sonde von außen beobachten. Zieht der Magen sich zusammen saugt er die Sonde 1 bis 2 cm in sich hinein, dehnt er sich wieder, flutscht die Sonde wieder raus. Ein extrem seltsames Gefühl, an das ich mich einfach nicht gewöhnen kann. Dieses Raus und Rein der Sonde läßt immer auch ein bißchen Magensäure austreten. Und so hat sich das Loch in dem die Sonde steckt entzündet. Aber es gibt Hoffnung. Die cafebraune Flüssigkeit fließt nicht mehr aus mir heraus. Stattdessen wird mir jetzt über die selbe Sonde ein Nahrungsbrei in den Magen gepumpt. Wenn ich das gut vertragen sollte, dann werde ich bald mit dem Essen beginnen können.

Und dann wird es nicht mehr lange dauern und man wird mir die Sonde ziehen. Solange werde ich die schubbernden Bewegungen des Plastikschauches wohl noch ertragen müssen.

Es vergehen noch 3 Tage bis ich die erste feste Nahrung zu mir nehmen darf. Testweise. Die Ärzte wollen wissen, wie ich reagiere.

Es ist ein verrücktes Ereignis wieder selbständig zu essen. Über zwei Wochen habe ich auf diesen Moment gewartet. Und jetzt soll es soweit sein. Ich bin sehr aufgeregt und euphorisiert. Die Enttäuschung aber ist groß. Ein Löffel braunen

heißen Wassers, das sie Fleischsuppe nennen, das ist alles, was ich schlürfen darf. Dann vier Stunden Warten und dann noch mal 2 bis drei Löffel. Dann wieder Warten.

Dann ein Löffelchen Brei. Dann wieder Warten dann etwas mehr Brei und so fort. Ich soll langsam machen, auf keinen Fall etwas forcieren.

Mein Verdauungssystem hat schließlich vergessen, daß es existiert und muß sich erst ganz langsam wieder an sich selbst erinnern. Ein anstrengender und langwieriger Vorgang. Zunächst geht es ganz gut, wird dann aber ziemlich mühsam. Ich will die Portionen aufessen, die sie mir bringen, ganz. Keine Reste. Ich will wieder funktionieren, will wieder ein ganzer Mensch sein, der essen darf und verdauen kann. Aber mir wird schlecht. Jeder Löffel dünnen Brei den ich in mich hineinstopfe kommt mir vor wie ein riesiges fettes Eisbein. Mir ist speiübel.

Mist. Oh Gott, bloß nicht wieder sich übergeben, nur kein Rückfall, Bitte. Ich lege mich ganz langsam hin, versuche ruhig und tief zu atmen und die aufsteigende Angst zu besiegen. Nach einer guten halben Stunde verschwindet die Übelkeit Stück für Stück. Dafür aber habe ich jetzt starkes Sodbrennen. Mein Magen wehrt sich gegen seine eigentlich Bestimmung.

Nie hätte ich gedacht, daß man essen lernen muß. Nichts in und an diesem verdammten, geliebten Leben ist selbstverständlich, rein gar nichts. Alles kannst du von einer Sekunde auf die Andere verlieren, für immer. Und wenn nur zeitweise, dann mußt du dir alles, aber auch wirklich alles, was du einst für selbstverständlich hielst, in kleinsten Schritten mühsam wieder aneignen. Die Zeitläufe dieses Wiederaneignungsprozesses kannst du willentlich kaum beeinflussen. Dein Körper, deine individuelle biologische Konstitution bestimmt das Tempo. Aber den Willen, den Willen zum Leben brauchst du, sonst geht gar nichts.

Nahrungsaufnahme, die Zufuhr des Lebensnotwendigen ein sehr mühsames Unterfangen. Wer hätte das gedacht? Aber: Im „Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen.“ Endlich einmal werde ich den Anforderungen der Bibel gerecht. Jeder Löffel Kartoffelsuppe ein Schweißausbruch, jeder bei sich behaltene Schluck Suppe ein Sieg. Essen eine Schlacht, eine Schlacht mit sich selbst. Es bleibt mir gar nichts anderes übrig als diese Schlacht zu gewinnen. Guten Appetit mein Lieber.

Mein Krankenzimmer ist zu meiner Burg, die 214 mein Zuhause geworden. Ich habe mich an den Infusionsbaum neben mir ebenso wie an das leise Tuckern der Infusionspumpen gewöhnt. Ich werde umsorgt. Ich bin geschützt hier drinnen. Das Draußen, die Welt interessiert mich immer weniger. Wenn ich ehrlich bin, bekomme ich beim Gedanken an Draußen Beklemmungen, obwohl ich ja eigentlich unbedingt hier raus will. Eigentlich. Schon wieder ein Paradox.

Ab und zu stehe ich auf und schlurfe die paar Meter zum Klo und zurück oder gehe im Zimmer auf und ab. Meist ist mein Kreislauf so runter, daß ich bei zu schnellem Aufstehen heftige Schwindelanfälle bekomme und meine Beinchen wie Gummistangen zusammenknicken. Vorsicht ist geboten. Aber ich weiß, daß ich raus muß. Also reiße ich mich zusammen, stehe auf und wanke mitsamt Baum im Zimmer hin und her und ab und zu auch auf den Korridor vor meinem Zimmer. Ich komme immer wieder an zwei englischen Schrifttafeln vorbei, die offensichtlich so eine Art Glaubensbekenntnis dieses Krankenhauses darstellen. Im normalen Alltagsstress wären sie wahrscheinlich von mir unbeachtet geblieben. So aber bleibe ich immer wieder davor stehen und lese, solange die Kräfte reichen. Und bin jedesmal ein wenig mehr beeindruckt von der Einfachheit, Klarheit und Kraft dieser kleinen Lebensregeln und Lebensweisheiten:

Sing in the shower * treat everyone you meet like you wanted to be treated * watch a sunrise at least once a year * leave the toilet seat in the down position * never refuse homemade brownies * Strive for excellence, not perfection * Plant a tree on your birthday * Learn three clean jokes * Return borrowed vehicles with the gas tank full * Leave everything a little better than you found it * Keep it simple * Think big thoughts but relish small pleasures * Be forgiving of yourself and others * wear polished shoes * look people in the eye * stop blaming others * Feed a strangers expired parking meter * Don't expect life to be fair * Drink champagne for no reason at all

AND

I've learned that most of the things i worry about never happen.

I've learned that you can't hide a piece of broccoli in a glass of milk.

I've learned that if there were no problems there would be no opportunities.

I've learned that if you smile at people, they will almost always smile back.

Eines nachmittags schlägt mir Andrea vor mich auf die Terasse zu begleiten. Ich müße mal wieder die Sonne sehen. Ich wage den Ausflug. Es ist überwältigend. Das Grün des Regenwaldes, der direkt an das Krankenhaus anschließt, ja fast aus ihm herauswächst ist so heftig, daß es mich sofort in einen der wie bereitstehenden Korbstühle haut. Die Sonne ist wie ein Faustschlag. Mit Urgewalt knallt sie auf meinen Kopf. 1 Minute, länger halte ich diese geballte Lebenskraft nicht aus und will zurück in das miefig gedämpfte Halbdunkel meiner Krankenburg. Jetzt weiß ich, daß es lange dauern wird, bis ich mich wieder an die Kraft des Lebens gewöhnen werde. Seltsam. Ich will ja wieder zurück in die sog. „Normalität“ und

weiß doch, daß ich sie zur Zeit gar nicht aushalten würde. Take your time body.

Ich bin allein. Tommy und Liesl haben sich einen halben Tag Urlaub genommen. Angelica hat Mittagspause. Der Fernseher läuft, allerdings ohne Ton. Ja, ich kann wieder Fernsehen. Mein Nervensystem scheint wieder soweit hergestellt, daß ich die moderne Unterhaltungsmaschinerie wieder ertrage, ja zu nutzen in der Lage bin. Fürs Lesen reicht meine Konzentrationsfähigkeit noch nicht. Dafür aber ziehe ich mir einen Amistreifen nach dem anderen rein. Sie laufen auf diversen Kabelkanälen, unterbrochen nur durch kurze Werbesequenzen, rund um die Uhr. Manchmal sind richtige Highlights darunter. „Midnight Express“ sehe ich in zwei Tagen dreimal. Frühmorgens, Spätnachmittags und Nachts. Der Film fasziniert mich durch seine Kompromißlosigkeit. Rifkin, dieses dreckige Schwein hat es mir besonders angetan.

Diese eklige, schmierige Gestalt beeindruckt mich, genauso wie ich sein elendes Ende befriedigend finde. Ich bewundere den Hauptdarsteller. Ein Mann der niemals aufgibt, auch wenn die Lage aussichtslos erscheint.

Zur Zeit laufen MTV Videos, die ich alle schon in und auswendig kenne. Viele von ihnen verzweifelte Statements illusionsloser und utopieloser Jugendlicher.

Ich schaue nicht mehr hin, ich schaue in mich hinein. Denke nach über die vergangenen Tage und Wochen. Ich denke an den geplatzten Knoten. Ich betaste meinen Bauch, den mit Metallklammern geflickten Riß in meiner Mitte. Mein Kaiserschnitt, aus dem ich mir selbst entkommen bin.

Ich werde ruhig, fühle mich zufrieden und ausgeglichen. Wie lange ist es her, daß ich mich so gut, so ruhig, so in meiner Mitte gefühlt habe? War ich überhaupt schon einmal in einem solchen friedlichen Seelengleichgewicht? Das hier ist neu, noch nicht erlebt.

Über den Bildschirm flackert ein Video; es zeigt einen auf einen elektrischen Stuhl gefesselten jungen Mann, der durch seine Hinrichtung geht.

Ich glaube es ist Enigma (?). Der Stromkreis wird geschlossen. Das Sterben eine ungeheure kosmische Explosion, die in endlose Weiten führt.

Ja so ungefähr könnte es sein, wenn der Tod dich als plötzlicher Stromschlag, als Unfall, als Gewaltausbruch erwischt.

Ich schaue interessiert zu. Schön ist es nicht, aber interessant. Das nächste Video zeigt, wie so oft, einen alten, sehr ausgemergelten Mann.

Alt werden, abnehmen, immer weniger werden, gebrechlich und zerbrechlich werden. Mein Gott was hatte ich immer Angst davor und welche Angst treibt unsere, ewiger Jugendlichkeit verfallene Kultur an, Alter immer als Krankheit als häßlichen Antipoden darzustellen.

Ich weiß es nicht. Schon gar nicht jetzt. Denn ich verspüre keine Angst, bin plötzlich frei von dem ewigen ängstlichen Blick auf die Zukunft.

Es ist seltsam, aber ich habe das Gefühl jetzt gehen, mich von dieser Welt ganz

einfach verabschieden zu können, ohne Angst, ohne Schmerzen, ohne Reue, ohne das Gefühl etwas zu verpassen. Einfach gehen, einfach so: Tschüs und weg. Auch die Vorstellung zu altern macht mir plötzlich nichts mehr aus. Ich spüre, daß es womöglich sogar etwas würdevolles sein könnte alt zu werden, zu ergrauen, sich langsam auszuhauchen. Keine Ahnung wo diese Ausgeglichenheit, diese Angstfreiheit herkommt. Sie ist plötzlich da, diese von Angst befreite Gewißheit. Wohin die Reise gehen würde, ginge ich jetzt tatsächlich, ist mir nicht einen Gedanken wert. Komisch. So ganz anders als sonst. Wahrscheinlich wird dieser Zustand mich wieder verlassen, aber jetzt hat er voll und ganz von mir Besitz ergriffen, füllt mich aus. Ich kann gehen, ich kann bleiben. Ich bin frei.

Und ich bleibe. Ich habe eine Verpflichtung den Menschen gegenüber, die sich so wunderbar um mich gekümmert haben. Es sind so viele, die wollen, daß ich bleibe. Sie zu enttäuschen, sie in Trauer zu stürzen, ihre Bemühungen, ihre Arbeit zu Makulatur werden zu lassen darf nicht sein. Also bleibt dieser seltsam friedliche Zustand im Kopf, ein Spiel der Gedanken. Ein Empfinden, das ich allerdings so schnell nicht mehr vergessen und hoffentlich eines Tages zu nutzen imstande sein werde.

Als ich Ralph von meinen Gedankenspielen erzähle, wird er sehr ernst. Er glaubt ich gäbe auf, jetzt wo ich doch fast über den Berg bin. Aber er wird bald merken, daß er sich umsonst sorgt.

Der Tag der Entlassung naht. Ich bin wieder in der Lage zu essen, langsam und immer noch mit Mühen aber immerhin. Ich kann mich wieder selbständig ernähren und auch verdauen was ich zu mir nehme.

Eben haben sie mir die Braunüle gezogen. Ich kann immer noch nicht dabei zusehen, obwohl sie mir doch alle 2 - 3 Tage das Ding gezogen haben, um es wieder in eine neue, noch funktionierende Vene zustecken. Jetzt ist endgültig Schluß damit. Das Ding ist raus, ein bißchen Blut ging dabei daneben. Egal. Ich habs ja nur aus den Augenwinkeln gesehen. Endlich, nach drei Wochen sind meine Arme wieder frei, ohne künstlichen Zufluß. Als nächstes werden sie die Magensonde, die schon funktionslos ist und nur noch aus Vorsicht in meinem Magen steckt, entfernen. Einen Tag muß ich noch warten, dann ist es soweit. Ivan, mein Operateur macht es höchstpersönlich.

Er erklärt mir daß, das was da noch in mir steckt und vor allem wie es in mir verankert ist, eine deutsche Erfindung ist. Made in Germany, na super. Am Ende der Sonde, tief in meinem Magen ist ein kleiner Luftballon, der aufgeblasen wurde nachdem sie den Schlauch durch dieses Loch in mich hineingesteckt haben. Der Ballon verhindert, daß die Sonde rausrutscht. Warum hat er mir das nicht schon früher mitgeteilt. Er hätte mich von der Angst befreit, daß der Schlauch durch eine

blöde Bewegung womöglich rausgerissen hätte werden können.

Jetzt läßt er die Luft aus dem Ballon. Es zischt, dann versucht er den Schlauch rauszuziehen. Es geht nicht. Zehn Minuten unangenehmes Gezerre, Restluftentsorgung und aufkeimende Panik. Dann endlich macht es „plopp“ und das Ding ist raus. Das etwa 2 Zentimeter große Loch in meiner Bauchdecke schließt sich sofort. Wahnsinn. Ich bin angeekelt und gleichzeitig fasziniert. Deutsche Wertarbeit. Und ich bin frei, frei von allen extracorporalen Versorgungseinheiten; frei und autonom, bin wieder ein selbständig funktionierendes menschliches System. Wahnsinn.

Das Letzte was noch passiert, ist das Entfernen der Metallklammern, die mich vor dem Platzen bewahrt haben. Mit einer Art Klammeraffe zwickt Ivan die einzelnen Krampen durch. Noch einmal ein wenig Schmerz aushalten, dann ist es vorbei.

Morgen wird man mich entlassen. Aber bevor das passiert, werde ich noch einmal die Intensivstation besuchen. Ich muß wissen wie der Ort des Schreckens jetzt, im Danach auf mich wirkt. Ich komme bis zu dem Fenster das den Blick auf die Rocinha frei gibt. Erinnerst du dich? Von hier aus sind es nur noch ein paar Meter zur CTI. Ich zögere. Plötzlich fehlt mir der Mut. Doch dann überwinde ich mich, gehe die paar Schritte, streife mir den Lila Kittel über, klingele, stoße die Tür auf und bin wieder mittendrin in diesem brüllend laut gedämpften Summen, Sirren und Pipsen, in dieser unterkühlten Geschäftigkeit der CTI. Ich werde herzlich begrüßt. Alle freuen sich, daß ich wieder auf den Beinen bin, morgen das hospital Sao Vicente verlassen werde und daß ich sie besuche.

Die Station ist ziemlich voll. Ein paar schwere Fälle. Einige der Patienten sind nicht bei Bewußtsein. Ein jüngerer großer und schwerer Mann liegt komplett verkabelt und offensichtlich im Koma in der Kammer, die sich direkt neben „meinem“ ehemaligen CTI Platz befindet. Wahrscheinlich ein Unfallopfer. Er trägt eine Halskrause, hat eine Sauerstoffmaske auf und wird gerade von Nilson und Marcello gewaschen. Wie immer scheint Marcello gut gelaunt und lächelt mir freundlich zu, während er den schweren Mann auf die Seite dreht. Ich schaue mir alles genau an, fast schon mit mikroskopischem Blick wandere ich durch die Station. Eine ältere aufgeschwemmte Frau blickt mich mit sehr weit entfernten, traurigen Augen an. Augen, die ich schon einmal gesehen habe.

Gesehen bei jenem ausgemergelten Alten, der mich kürzlich erst als mein Spiegelbild begrüßt hat. Ich bin erstaunt. Erstaunt über mich. Nichts hier schreckt mich. Es kommt mir alles so normal vor. Das ganze Elend normal, teil des Lebens. Keine Angst, stattdessen mitfühlendes Interesse.

Selbst beim Anblick „meines Bettes“ bleibe ich ruhig, fast neutral.

In ihm liegt statt meiner nun wirklich ein alter Mann, der allerdings die Hoffnung

hat demnächst die CTI wieder verlassen zu dürfen. Wir unterhalten uns eine Weile, wünschen uns gegenseitig Glück und Kraft.

Ich verlasse die Station. Verwundert. Erstaunt. Beruhigt.

Meine Sachen sind gepackt. Wir warten auf das Taxi. Alle sind sie noch einmal gekommen, um sich von mir zu verabschieden. Die nette Psychologin, die sich mit mir die letzten Tage einigemal sehr lange unterhalten hat und der ich fast meine ganze Familiengeschichte aufgetischt habe. Die Ernährungsärzte, die mir wieder beibrachten zu essen. Die Physiotherapeuten, die mich lehrten das Atmen nicht zu vergessen. Die Stationsschwestern, die die Verbände gewechselt haben. Antonio Carlos, Alex und Marcello und vor allem Andrea, Valdenise, Angelica und Julia. Sogar die Putzfrauen haben nochmal vorbeigeschaut.

Meine Befindlichkeit ist schwer zu beschreiben. Ich bin angesichts meiner Entlassung nicht euphorisiert. Ich bin froh, natürlich, aber ich springe nicht im Dreieck. Selbst wenn ich es könnte würde ich es nicht tun. Nachdenklich und dankbar bin ich und gerührt über die ungeheure Zuneigung, Wärme und Herzlichkeit die ich hier erfahren habe und immer noch erfahre. Es mag seltsam klingen. Aber ich habe großes Glück gehabt und bin reich beschenkt worden. Im Taxi auf der Fahrt in das Haus von Paulo, in dem ich die nächste Woche bis zu meinem Rückflug nach Deutschland hauptsächlich schlafend verbringen werde, kommen mir wieder einmal die Tränen. Ich lasse es geschehen, sehe all das Grün, all die wahnsinnigen Farben, all die Autos, die vielen Menschen, wie sie durch die Gegend sausen als hätten sie ein klares Ziel vor sich, eines allerdings überhaupt nicht: Zeit. Ich höre all die Geräusche der Natur, den wohligen Krach der Großstadt, Ich spüre den Fahrtwind. Es ist toll. Und doch ist es zu viel. Viel zu viel. Ich fühle mich fremd, nicht dazugehörig. Wieder mittendrin und doch schon wieder exterritorial.

WAS IST PASSIERT? WAS WIRD NOCH PASSIEREN?

PS: Der Tag meiner Entlassung aus der Intensivstation war der 8. Todestag meiner Mutter.